

Nr. 1 | April 1950 | Jahrgang 1

Heiliges Land der Treue

Wenn zum Osterfest 1950 erstmalig unsere monatlich einmal erscheinende Ostpreußen-Warte in die Hände der überall in Westdeutschland und Berlin verstreut lebenden ostpreußischen Landsleute gelangt, dann wird hier und da diese Frage laut werden: warum schon wieder eine neue Zeitschrift?

Wenn viele andere Landsmannschaften, wie zum Beispiel Schlesier und Sudetendeutsche, zur Pflege des Kulturgutes ihrer verlorengegangenen Heimat mit eigenen kulturellen Zeitschriften an ihre Landsleute herantreten, so ist es endlich an der Zeit, daß Ostpreußen als ehemaliger Grenzwall des dereinst deutschen Ostens ein überparteiliches, unabhängiges heimatliches Blatt erhält, das im weitesten Sinne Künderin der Kultur der ostpreußischen Heimat, der Sitten und Gebräuche Ostpreußens, seiner einzigartigen landschaftlichen Reize, des Wirkens, Denkens und Schaffens berühmter Männer und Frauen auf allen Gebieten des Lebens, ist. Wir tragen damit dem vielseitigen Interesse von Seiten aller Ostpreußen im weitesten Rahmen Rechnung!

So sollen der Sinn und das Ziel der Ostpreußen-Warte sein, den in der Fremde als Heimatvertriebenen lebenden ostpreußischen Landsleuten die alte Heimat mit ihren unsterblichen Kulturgütern nahezubringen. Des weiteren soll unserer Jugend, die oft im jüngsten Alter im Jahre des Unglücks 1945 den heimatlichen Boden verlassen mußte und heute aber kaum noch etwas oder zumindest nur sehr wenig von Ostpreußen weiß, das Bild der alten Heimat so greifbar anschaulich und lebendig gestaltet werden, daß es ihr zutiefst immer als das Land all ihrer Sehnsucht lebendig bleibt.

Namhafte Mitarbeiter aus dem ostpreußischen Kultur- und Geistesleben, bedeutende Persönlichkeiten, deren Namen in der Heimat einen Klang hatten, Dichter, Schriftsteller, Maler, Musiker, Wirtschaftler und Wissenschaftler, führende Sportler usw. haben sich zur Mitarbeit an der Ostpreußen-Warte bereit erklärt und werden in der Hauptsache die geistigen Träger des Inhaltes sein. Auch unsere Heimatkirche mit ihrer Geschichte und ihrem jetzigen Wirken soll ständig zu Worte kommen. Darüber hinaus aber ergeht an alle Ostpreußen, wo immer sie auch heute wohnen mögen, der Ruf zur Mitarbeit. Wenn es auch das Ziel der Schriftleitung und des Elchlandverlages sein wird, der neuen Ostpreußen-Warte einerseits ein möglichst hohes kulturelles und zum anderen auch zugleich ein gutes, allgemein verständliches unterhaltendes Niveau zu geben, so ist der tiefere Sinn des Heimatblattes letzten Endes der, daß die Ostpreußen-Warte in ihrem Inhalt von den Ostpreußen in ihrer Gesamtheit getragen wird. Ostpreußen! Die Ostpreußen-Warte ist Euere Zeitschrift, von Ostpreußen für Ostpreußen geschrieben! Sie ist kein Mitteilungs- oder Nachrichtenorgan.

Aller Anfang ist schwer. So auch die Herausgabe einer eigenen kulturellen Heimatzeitschrift in der augenblicklichen schwierigen materiellen Lage unseres Volkes und besonders der Heimatvertriebenen. Es soll einerseits unser Bestreben sein, den niedrigen Bezugspreis von 1.— DM im Vierteljahr einschließlich Zustellgebühr beizubehalten und zum anderen baldmöglichst den Umfang zu erweitern und die Auswahl der Artikel weitmöglichst mit heimatlichem Bildmaterial zu versehen.

Es soll jedem Ostpreußen eine Ehrenpflicht sein, Werber für die Ostpreußen-Warte zu werden. Je größer die Auflage ist, um so umfangreicher und vielgestaltiger kann der Inhalt sein. Es handelt sich um kein privatkapitalistisches Unternehmen der üblichen Art zur Bereicherung einiger Weniger oder mit der Absicht, die bestehenden ostpreußischen Vereinigungen oder die Landsmannschaft in ihrem Wirken zu unterhöhlen, sondern die Ostpreußen-Warte will gemäß dem Wort, daß Einigkeit stark macht, den Gemeinschaftsgedanken der Ostpreußen zur Verfechtung ihrer Ziele stärken.

Überdies soll die Ostpreußen-Warte auch zugleich allen Geistesschaffenden, die an ihrer Ausgestaltung mitarbeiten, eine kleine materielle Hilfe bringen, die gerade sie auch dringend nötig haben. Sie, unsere gegenwärtigen Träger der ostpreußischen Kultur und des heimatlichen Geistesschaffens, sind in erster Linie dazu berufen, ostpreußisches Kulturgut zu pflegen, zu sammeln und es über die Ostpreußen-Warte allen Ostpreußen und besonders der Jugend weiterzugeben und darüber hinaus, auch allen Nichtostpreußen in den Gastländern von dem Kunde zu geben, was Ostpreußen 700 Jahre war und uns auch heute noch bedeutet!

Es bestand bisher bei uns Ostpreußen die Auffassung einer gewissen Minderwertigkeit gegenüber allen jenen, die im übrigen Reichsgebiet wohnten und oft mehr mit dem Munde als durch die Tat ihre Leistungen hervorhoben. Das lag vor allem daran, daß die meisten Altreichsdeutschen eine vollkommen falsche Vorstellung von unserer Ostpreußen-Heimat hatten. Schon im Kriege hat sich diese Einstellung und Antipathie gegenüber Ostpreußen teilweise geändert. Nachdem wir selbst nun aber fünf Jahre im Exil unter schweren Verhältnissen leben, wissen wir eines genau: unsere ostpreußische Kultur und das Können unserer Landsleute sind dem der anderen Deutschen nicht nur ebenbürtig, sondern, wie der Alltag der Arbeit lehrt, in vielen Dingen überlegen. Diese Erkenntnis hat unser Selbstvertrauen gestärkt. Überdies haben wir als ehemalige Grenzlanddeutsche auch niemals, und selbst in den schwersten Stunden der Not, nicht den heiligen Sinn des deutschen Einheitsgedankens vergessen.

Wir Ostpreußen waren, sind und bleiben die treuesten Söhne der deutschen Nation. Dies immer wieder zum Ausdruck zu bringen, wird mit eine Aufgabe der Ostpreußen-Warte sein.

Verlag und Redaktion der Ostpreußen-Warte.



Das Königsberger Schloß, Wahrzeichen unserer Ostpreußen-Hauptstadt. — Blick auf die Südfront von der Schmiedestraße aus gesehen. Aufn.: Victor Moslehner-Heuchelheim



Abstimmungsdenkmal in Allenstein
Aufn.: Vincenz Gross (früher Tilsit)

Unser Osterglaube

Genau fünf Jahre sind es her, seit die Hauptstadt Ostpreußens, Königsberg am Pregel, kapitulierte. Eine Woche nach dem Osterfest, am 9. April 1945, war die tapfere Besatzung der Festung Königsberg nach einem monatelangen, hartnäckigen Kampfe gezwungen, vor dem übermächtigen Gegner die weiße Fahne zu hissen. Einige Tage später fiel mit der Aufgabe Pillaus unsere gesamte Heimatprovinz den asiatischen Horden in die Hand. Hunderttausende ostpreußische Menschen gingen in Not, Tod und Elend unter. Eine stolze 700-jährige Kultur und Geschichte schien auf ewig vernichtet und vom bolschewistischen Barbarentum ausgelöscht zu sein.

Viele der im Unglück Zurückgebliebenen starben auf heimatlichem Boden an Hunger- und Krankheitsepidemien oder unter der erdrückenden Fron der fremden Herrschaft. Andere wurden verschleppt in die undurchdringlichen Weiten Sowjetrußlands und mußten einen grauenvollen und harten Leidensweg durchschreiten. Unendlich viele aber auch, und es waren ihrer über anderthalb Millionen, waren der Hölle des Unterganges, der sterbenden Ostpreußenheimat entkommen. So leben sie nun lange fünf Jahre als Heimatvertriebene des einst deutschen Ostens unter meist schweren materiellen Sorgen und Nöten in oft menschlich unwürdigen Verhältnissen in der Fremde, verstreut in den verschiedensten Gegenden des in zwei gegensätzliche Zonen gespaltenen Deutschen Reiches.

In den Herzen unserer ostpreußischen Landsleute aber lebt die Sehnsucht nach der verlassenen Heimat heute stärker denn je. Wie bei allen größeren Festen, so erwacht aber jetzt besonders zu Ostern, wo die Natur um uns zu neuem Leben ersteht und die Macht des göttlichen Waltens sich tagtäglich aufs Neue in wunderbarer Weise offenbart in uns leidenschaftlich der Gedanke an unser heimatliches Ostpreußen.

Versuchen wir heute den Alltag der Arbeit und der Sorge in seinem düster-verhangenen Grau zu vergessen. Glauben wir da nicht, den Klang der heimatlichen Glocken, der deutsche Kultur kündenden Dome und Kirchen in den Städten und selbst einsamsten Dörfern zu vernehmen?! Ganz nahe und unmittelbar steht plötzlich die herrliche Ostpreußenheimat vor unserem geistigen Auge. Wir denken an die grünenden Saaten und Weiden, an die dunklen Wälder, an die bunte Farbenpracht der Frühlingsblumen in den Gärten und Anlagen, an das ehrwürdige Königsberg und das abwechslungsreiche Bild der anderen ostpreußischen Städte, an die idyllischen Dörfer und schmucken Bauerngehöfte, an die tiefblauen Seen Masurens, an stolze Burgen und Schlösser, an das meerumbrandete Samland mit seiner Steilküste oder die einzigartige Romantik der Kurischen Nehrung.

Ist es da nicht, als vernähmen wir die vertrauten Laute der Menschen unserer alten Heimat, die als arbeitsame Bauern, Fischer, Handwerker und Angehörige anderer Berufe rechtschaffen, pflichtbewußt und lebensfroh ihrer oft schweren Alltagsarbeit nachgingen, und das Ansehen der Ostpreußenheimat auf allen Gebieten des Lebens durch Zähigkeit, Fleiß und Können förderten und den Reichtum des Landes und die unvergänglichen Güter der Kultur mehrten?!

Wir wissen nicht, welchem weiteren Schicksal unsere heute vereinsamte, verwüstete, ver-

wahrloste, verbolschewisierte und verpolnisierte Heimatprovinz entgegengeht. So sehr aber gerade jetzt in den Tagen des werdenden Frühlings unsere Sehnsucht nach Ostpreußen, dem Land der unendlichen Wälder, Felder und Seen, in uns erneut lebendig wird, so stark ist auch unser österlicher Glaube an die Auferstehung der alten Ostpreußenheimat. Es möge kommen, was da wolle, und es mögen noch weitere Jahre der Entrechtung der Heimatvertriebenen aus dem Osten vergehen: unser Osterglaube an das Wiedersehen mit der Ostpreußenheimat bleibt. **Sch.**

Zur Aufklärung!

Zwischen der Landsmannschaft der Ostpreußen e. V. in Hamburg und dem früheren Herausgeber des Mitteilungsblattes der Landsmannschaft, Herrn Frischmuth-Hannover, besteht seit längerer Zeit ein juristischer Streit. Wir bitten unsere Leser, davon Kenntnis nehmen zu wollen, daß die „Ostpreußen-Warte" mit diesem Streit in keinerlei Zusammenhang steht

Elchland-Verlag Göttingen

Ostdeutsche Heimatwoche in Hamburg

Großveranstaltungen der Ostpreußen

In Hamburg fndet in der Zeit vom 14. bis 21. Mai eine Ostdeutsche Heimatwoche aller ostdeutschen Landsmannschaften statt. Im Rahmen dieser Großveranstaltung, deren Leitung die ostpreußische Landsmannschaft übernommen hat, werden die Ostpreußen besonders hervortreten. Vorgesehen sind Großkundgebungen, Dichterlesungen, Konzerte, Vorträge, eine Kunstausstellung, eine Ausstellung für Kunstgewerbe und Kunsthandwerk, Sportveranstaltungen, Bunte Abende, Heimatfilm-Vorführungen und Dampferfahrten.

Königsberg sowjetische Flottenstation

Nach Veröffentlichungen in der Schweizer Presse stützt sich die sowjetische Flotte in der mittleren und westlichen Ostsee gegenwärtig vor allem auf drei große Stationen: Auf Königsberg/Pillau, auf Stettin und auf Rügen. Während die ostpreußische Station bereits völlig ausgebaut ist, ist Rügen noch im Aufbau begriffen. Stettin wird russischerseits fest in der Hand gehalten. U-Boot-Basen wurden in Pillau, bei Danzig bzw. Gdingen sowie bei Saßnitz, Stralsund, Warnemünde und Wismar errichtet.

Turkmenen und Mongolen in Ostpreußen

Im Rahmen der großen Völkerverschiebungen im sowjetisch-beherrschten Osteuropa werden große Teile der baltischen Bevölkerung und auch der Bevölkerung der Karpatho-Ukraine nach Kasakstan und Usbekistan gebracht, berichtet „An Intelligence Digest". Sie werden durch Asiaten ersetzt. Nach dem sowjetisch besetzten Teil Ostpreußens werden im Zuge dieser Aktion besonders Turkmenen und Mongolen gebracht, die dort auf den Kolchosen angesetzt werden.

Elbing nicht mehr Ostseehafen

Der Seehafen Elbing mit seinen weltberühmten Werften ist nicht mehr. Das polnische Schiffahrtsministerium hat entschieden, daß Elbing nicht mehr Ostseehafen sein soll. Begründet wird dies damit, daß dieser Seehafen von den Deutschen nur mit Hilfe einer „kostspieligen und unrentablen" Vertiefung der durch die Weichselniederung führenden Wasserstraßen am Leben erhalten worden sei. Gegenwärtig ließen sich aber derartige Investierungen nicht mehr rechtfertigen, da der Charakter Elbings sich im Rahmen des neuerstandenen polnischen Staates geändert habe.

Das „vernachlässigte Masuren"

Aus verschiedenen polnischen Veröffentlichungen über die gegenwärtigen Verhältnisse im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens geht hervor, daß man dieses Land von polnischer Seite bislang aus den verschiedensten Gründen „vernachlässigte". Das „Re-Polonisierungsproblem" und überhaupt die „Verschmelzung Masurens und des Ermlands mit Zentralpolen" sei noch nicht „gelöst". Zwar bemühten sich zwei „Volksuniversitäten" — eine in Masuren, eine bei Mohrungen im Ermland — um die Gewinnung der „Autochthonen".

Ein aktueller Vergleich:

Kriegsschäden im ersten Weltkrieg

Von Dr. W. Kutscher, ehemals Oberpräsident der Provinz Ostpreußen

Es bedarf keiner näheren Begründung, daß das Elend, das infolge der Massenaustreibungen, durch die Bombenzerstörungen, durch die Demontagen in Deutschland entstanden ist, sich nicht ohne weiteres mit den Kriegsschäden vergleichen läßt, die Ostpreußen im ersten Weltkriege durch den Russeneinfall zugefügt wurden. Es ist auch keine Frage, daß ein Vergleich zwischen dem, was damals für die zerstörten Gebiete und die „Heimatvertriebenen" an Hilfe geleistet wurde, mit dem, was heute für sie geschieht — oder vielmehr geschehen sollte — nicht außer Acht lassen darf, daß damals die Möglichkeiten eines geordneten und großen Staatswesens zur Behebung der Schäden und zur Linderung der Not zur Verfügung standen, während in der Gegenwart in einem nicht nur unter Besatzung stehenden, sondern auch durch eine Demarkationslinie getrennten Lande der öffentlichen Verwaltung enge Grenzen gesetzt sind. Aber nichtsdestoweniger ist es gerade heute von lebhaftem Interesse, sich einmal daran zu erinnern, wie damals — obwohl doch das Gemeinwesen im Kriege stand und so ebenfalls nicht alle seine Kräfte zur Behebung der Schäden zum Einsatz bringen konnte — in schnellster Zeit der Wiederaufbau Ostpreußens in Stadt und Land durchgeführt wurde.

Am 27. August 1914 — also unmittelbar nach dem Einbruch russischer Truppen in die Provinz Ostpreußen, erging an das preußische Staatsministerium eine königliche Kabinettsorder folgenden Wortlautes: „Ich wünsche, daß alles, was zur Linderung der augenblicklichen Not in Ostpreußen, sowohl der von ihrer Scholle Vertriebenen, als auch der in ihrem Besitz gestörten Bevölkerung geschehen kann, als ein Akt der Dankbarkeit des Vaterlandes sogleich in Angriff genommen wird".

Am 24. September wurden die Vorschläge des Staatsministeriums bereits genehmigt und angeordnet, daß unverzüglich die zur Feststellung der Kriegsschäden erforderliche Maßnahmen getroffen werden, mit Hilfe der vom preußischen Finanzministerium bereitgestellten Mittel den geschädigten Bewohnern der Provinz einstweilen die Führung ihres Haushaltes, Wirtschafts- und Gewerbebetriebes ermöglicht werden soll. Zur Beratung der Staatsbehörden bei der Erfüllung dieser Aufgabe wurde die Kriegshilfskommission in Königsberg unter dem Vorsitz des Oberpräsidenten eingesetzt. Sie trat am 19. Oktober zu ihrer ersten Sitzung zusammen.

Die östlichen Grenzkreise mußten noch einmal dem feindlichen Einbruch preisgegeben werden, wodurch eine Verdoppelung des Kriegsschadens eintrat.

Ganz zerstört waren — wie die genaue Aufnahme vom August 1916 ergab — 30 287 Gebäude, davon auf dem Lande 26 872, in den Städten 3415, von dem zerstörten Wohngebäuden entfielen 1400 auf die Städte, 7300 auf das Land.

Bis zum Ende des Jahres 1916 war fast die Hälfte der Ersatzbauten auf dem Lande und ein Viertel der Ersatzbauten in den Städten fertiggestellt oder im Bau begriffen.

Die Fürsorge für die Flüchtlinge konnte im Wesentlichen mit dem 1. Mai 1916 als abgeschlossen gelten. Ende Dezember konnte die Staatsunterstützung der Flüchtlinge eingestellt werden: ein erstaunliches Ergebnis, wenn man bedenkt, daß etwa 300 000 Menschen die Provinz verlassen mußten.

Bei einer Schätzung des Gesamtschadens auf 1 Milliarde und 55 Millionen Mark für Sachschäden ohne Gebäude — in den Städten überwiegen die Trümmer- und Plünderschäden — und der Gebäudeschäden auf 362 Millionen Mark waren bis zum 1. Oktober 1916 bereits 625 Millionen Mark als Entschädigung angewiesen.

Während im Jahre 1915 noch etwa 160 000 Morgen unbestellt bleiben mußten, weil es in den zuletzt vom Feinde befreiten Grenzkreisen an Menschen, Anspannung und Gerät fehlte, ist in den Jahren 1916 und 1917 bereits die gesamte kultivierte Bodenfläche der Provinz Ostpreußen wieder bestellt und damit nicht nur die eigene Bevölkerung ernährt, sondern schon ein wesentlicher Beitrag zur Ernährung von Heimat und Heer geleistet worden.

Diese Angaben, die einem Beitrage entnommen sind, den der Verfasser im Jahre 1938 für eine Festschrift zum 70. Geburtstag des ehemaligen Oberpräsidenten von Batocki-Bledau beisteuerte, unter dem — wie unter seinem Nachfolger von Berg — die Wiederherstellung Ostpreußens erfolgte, beweisen nicht nur, daß man seiten der preußischen Verwaltung schnell und gründlich zu handeln verstand: Sie legen zugleich Zeugnis ab von der unerschütterlichen Zuversicht und der nie ermüdenden Arbeitskraft der ostpreußischen Bevölkerung. Ohne diese Leistung der ostpreußischen Bauern und Bürger hätten auch die besten Verwaltungsmaßnahmen nicht das Ziel erreicht, das darin bestand, in kürzester Zeit aus dem zerstörten Ostpreußen wieder eine blühende Provinz des deutschen Reiches zu machen.

Dieses aber ist auch der eigentliche Sinn dieses Vergleiches zwischen einst und jetzt: Es soll aus ihm hervorgehen, was diese leidgeprüften Menschen trotz allem zu leisten in der Lage sind, wenn man ihnen nur die Möglichkeit bietet, auf dem Boden der Heimat zu wirken, und wenn ihnen die Hilfe zuteil wird, um anfangen zu können. Es zeigt aber diese Erinnerung an vergangenes Leid zugleich, daß die Ostpreußen dieses ferne und schöne Land an der Ostsee nicht nur einmal besiedelten und aufbauten, sondern daß sie dies wiederholt taten und so durch ihrer Hände Arbeit wieder und wieder das Recht auf ihre Heimat erwarben.

Zum Geleit

Ostpreußenwarte! Der Frühlingswind
weht dich in unsere Hände,
Blätter, die voller Erinnerung sind,
daß jeder das seine fände.

Freude am Wort und Freude am Bild,
Verstehen in allen Dingen
sollen die Blätter als reiner Schild
in die Herzen der Leser bringen.

Tapfere Warte standen wir lang
an der Grenze in deutschen Landen —
Heute zittern die Herzen bang
weil sie Abschied und Heimweh empfanden.

Dennoch bleiben der Heimat wir treu
und halten die Augen offen.
Erinnerung schenkt uns immer auf's Neu'
Kräfte zum Streben und Hoffen.

E. v. Olfers-Batocki

Die neuen Austreibungen

Zahlreiche Verbände der Heimatvertriebenen wandten sich in Telegrammen und Resolutionen an die Hohen Kommissare und an die Bundesregierung, in denen sofortige und uneingeschränkte Aufnahme aller neu aus der Heimat Vertriebenen in Westdeutschland gefordert wurde.

Das Mitglied des Vorstandes der Landsmannschaft Ostpreußen, Otto S k i b o w s k i-Treysa, richtete ein Schreiben an die „Stimme Amerikas", die kürzlich eine Reportage von Ernst Hoffmeister über die „Operation Link" brachte, die mit den Worten schloß: „So ruchlos ist noch nie mit Menschenleben gespielt worden". In dem Schreiben wird „Die Stimme Amerikas" gebeten, sich weiterhin der Sache dieser armen Menschen anzunehmen, die jahrelang F u r c h t b a r e s erdulden mußten. Der Mensch sei zur Ware geworden, die kategorisiert und katalogisiert wurde. Wehe denen, die nicht in der „richtigen Kategorie A" sind. Sie müssen warten. Der Blinde kann nicht zu seiner Frau, die Frau nicht zu ihrem Mann, die Eltern werden immer noch von ihren Kindern ferngehalten. Was aber müßten gerade die Frauen schon alles durchmachen seit 1945. Deshalb heißt es in dem Schreiben an den Berichterstatter der „Stimme Amerikas" weiterhin: „Schweigen Sie nicht, sagen Sie Ihrer Mutter, Ihrer Frau, Ihrer Schwester, warum wir die Frauen heraushaben wollen aus unserer uns geraubten Heimat: Bis alle amerikanischen Frauen es wissen, was dort vorging".

Schloß Heilsberg im Ermland

Aus einem polnischen Reisebericht geht hervor, daß die bekannte Kopernikus-Stätte Schloß Heilsberg (heute polnisch: Lidzbark) im Ermland, das seit 1927 ein ethnographisches Museum beherbergte, als Gebäude den Krieg unversehrt überstanden hat. Die dort aufbewahrten Sammlungen wurden allerdings zum Teil ausgeraubt, der verbliebene Rest kam ins Museum von Allenstein. Die im Kriege eingelagerte Bibliothek der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften wurde an die Sowjetukraine zurückgegeben. Das Gebäude gehört heute noch zum Bistum Allenstein. Man propagiert jetzt die Errichtung eines Museums der polnischen Leistungen in aller Welt, das im Schlosse Heilsberg untergebracht werden soll.

„Denkmal der Roten Armee" in Masuren

Wie die polnische Presse berichtet, wurden in Masuren Sammlungen für ein riesiges „Denkmal der Roten Armee" veranstaltet. Die Sammlung habe in den Wojewodschaften Allenstein und Bialystok 28,8 Millionen Zloty erbracht.

Ostpreußische Kunsteinstellung

Mit der Unterstützung des schleswig-holsteinischen Landesministeriums für Volksbildung veranstaltet die Landsmannschaft Ostpreußen in der Zeit vom 16. bis 30. April im Nissenhaus in Husum eine ostpreußische Kunstausstellung. Die Ausstellung hat den Zweck, der Öffentlichkeit zu zeigen, daß trotz aller Entwurzelung und materieller Not das künstlerische Schaffen heimatvertriebener Maler und Bildhauer fortlebt. Zugleich soll die kulturelle Bildung an die ostpreußische Heimaterde beredten Ausdruck finden.

Aufruf der Landschaft

Die Bank der Ostpreußischen Landschaft, früher Königsberg, bittet alle Kunden, die bei ihnen Wertpapiere hinterlegt hatten, im Falle einer noch nicht erfolgten schriftlichen Meldung umgehend ihre Anschrift dem „Treuhänder des Vermögens aller in die Britische Zone ausgewichenen Landschaftlichen Banken", Bankdirektor Friedrich Krech, in (24 a) Lüneburg, Bardowiekerstraße 6, bekanntzugeben. Aufgrund der Meldung können ihre Interessen bei der Anmeldung ihrer Wertpapiere, soweit sie unter die 25. DVO/UG (Verlagerungsverordnung) oder die Wertpapierbereinigungsgesetze fallen, wahrgenommen werden.

Ein nachahmenswertes Beispiel

Im Gegensatz zu Göttingen, das für angebracht hielt, die „M a s u r e n a l l e e" umzutaufen, hat die Stadt Nürnberg beschlossen, bei der Namensgebung für neue Straßen insbesondere die Namen ostdeutscher Städte und Landschaften zu verwenden. Von 49 neuen Straßen wurden in einem Nürnberger Stadtviertel, in dem besonders Heimatvertriebene aus Schlesien wohnen, 28 nach schlesischen Städten benannt. Durch diese Namensgebung soll ein Beitrag dazu geleistet werden, daß sich die Vertriebenen an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsort heimischer fühlen.

Elchland-Verlag Göttingen, Obere Karspüle 39, Postschließfach 522, Postscheckkonto Hannover 259 91 H. K. Wander.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Hellmuth Kurt Wander.

Die „Ostpreußen-Warte" erscheint einmal monatlich; Einzelpreis 35 Pfg., vierteljährlich 1.— DM. Die Zeitschrift kann nur direkt beim Verlag bestellt werden. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg. Druck: Bohrßen & Co. G. m. b. H. Göttingen.

Oster, Schmackoster . . . !

Es ist Ostermontag. Im Hofe des Hochmeisterschlosses zu Marienburg an der Nogat, wo der Ordensgebietiger seit 1309 residierte, haben sich die Viehmägde der Burg versammelt, festlich geschmückt, in den Händen grüne Birkenreiser, manche führen Büsche von Kaddick (Wacholder) oder anderen immergrünen Gewächsen mit sich. Die Ritter und übrigen Insassen nehmen den Aufzug als etwas Althergebrachtes hin; wiederholt er sich doch jedes Jahr. Konrad von Jungingen als Hochmeister des Deutschen Ritterordens in Altpreußen; ihm gilt das Schauspiel, das man „Schmackostern" nennt. Er sieht es nicht ungern; ihm macht es sogar Freude, wenn nach alter Sitte jedes Jahr zu Ostern die geputzten Viehmaiden zu ihm kommen, „um ihn zu bewegen, das Schmackostern von ihnen mit vier Skot abzukaufen".

So geschehen im Jahre des Heils 1390, wie ein altes Ordensschriftstück überliefert. Auch unter Konrads Nachfolger, dem bei Tannenberg gefallenen Hochmeister Ulrich von Jungingen erlebte die Burg alle Jahre denselben Aufzug. Die Ordensbrüder führten treue Verwaltung und ordnungsgemäß Buch über jede Ausgabe. So haben sie auch die jedesmalige Ausgabe für das Schmackostern des Ordensgewaltigen jährlich mit vier Skot gebucht. Wir Heutigen aber gewinnen damit Aufschluß über das hohe Alter einer Sitte, die bis in allerneueste Zeit beim ostpreußischen Volke üblich war. Und hier nicht allein; auch in Westpreußen war sie stark verbreitet, in Posen und Schlesien trat sie vereinzelt auf. Sogar in der Tschechei ist sie nachweisbar; dort hießen die kleinen Peitschen aus abgeschabten Weidenruten, die mit bunten Läppchen durchflochten waren, „Schmackostern" oder „Osterschmuck". In Niedersachsen (Hildesheim) und Oberhessen war diese Ostersitte ebenfalls nicht unbekannt; desgleichen stand sie in Übung bei den Deutschen in Baltikum und in Siebenbürgen. Und überall begegnet das Wort „Schmackostern".

In jüngster Zeit war es nur ein gemütlicher Scherz, verbunden mit Gabensammeln, sich gegenseitig zu schmackostern. Früher übten den Brauch regelmäßig die Burschen und Mägde aus. Am Ostermontagmorgen drangen bei Tagesanbruch die Knechte in die Kammern der Mädchen und schlugen diese auf Hände und Füße mit lebensfrischen Sträuchern. Am nächsten Tage taten die Mägde dasselbe mit den Burschen. Die schlagende grüne, restvolle Rute sollte Wachstum und Fruchtbarkeit mitteilen, und die Lebensgeister sollten geweckt werden. Auch Erwachsenen galt der Schlag; sie konnten sich durch Spenden von Eiern, Kuchen und Speck lösen. Welcher Ostpreuße hat nicht in seiner Jugend die Verswort gehört oder gar selber gesprochen:

„Oster, Schmackostern,
bunt Oster!
Fief Eier, Stöck Speck,
vom Koke de Eck —
eer goa eck nich weg."

Im übrigen Deutschland geschieht das Austiepen mit der „Lebensrute" gewöhnlich zu Fastnacht, Pfingsten oder am Tage der „Unschuldigen Kinder" (28. Dezember); aber noch andere, meistens Frühlingszeiten, sind geläufig. Für die Handlung kennt man verschiedene Ausdrücke: Pfeffern, fitzeln, fuen, kindeln. Gerade die letzte Bezeichnung läßt deutlich die Absicht des Schlagenden erkennen. Was das Wort „Schmackostern" betrifft, so hat man vermutet, daß es von Altpreußen, d. h. dem alten Ordenslande, seinen Ausgang genommen habe. Man bringt es mit einem zu erschließenden Wortstamm smag — zusammen, der dem litauischen Zeitwort smagoti = schlagen, peitschen entsprechen würde. Aber auch das Niederdeutsche kennt ein Zeitwort smacken = schlagen, das sich im englischen smack von derselben Bedeutung wiederfindet.

So ist es nicht ausgeschlossen, daß einst im Mittelalter Niedersachsen mit ihrer Besiedlung des Ostens die besagte Ostersitte und das zugehörige Wort dem östlichen Lande übermittelt haben. War doch im Anfang dieses Jahrhunderts die Osterstüpe in Hildesheim noch in Übung, wobei man folgenden Spruch hersagte:

„Fitzel, fitzel, Dominie!
Das tut die ganze Woche weh."

Dr. Wilhelm Gaerte,
früher Direktor des Prussia-Museums
in Königsberg (Pr).

Und wie in jenen Tagen

Ein altes Lied schickt seine Klänge
Von weither in den heut'gen Tag —
Vergeß'ne Blüten im Gehänge
Entfalten leuchtendes Gepränge,
Geweckt von hellem Zauberschlag.

Es ist mit einem Mal als glänzten
Die Sterne uns'rer ersten Nacht,
Als fiele aus dem lichtbekränzten
Geblaue, hoch im Unbegrenzten,
Der jungen Liebe Feuerpracht.

Und wie in jenen Tagen finden
Wir uns so wundervoll allein.
Aus Tag und Nacht, aus Meer und [Winden,
Entsteigt, sich staunend zu verbinden,
Das Ich und Du, in neuem Sein.

Margarete Podlasly

Zweimal Königsberg

In der zertrümmerten Kantstadt

Wenn du heut suchst die Stadt des alten Kant, du siehst von ihr kaum einen hellen Stein.
Der Hölle Raserei hat sie verbrannt. Hörst du nicht noch die Todgehetzten schrein,
die durch das rote Flammenmeer gerannt?

Und sieh den Greis hier sterben und das Kind, und dort die schwangre Frau, die gebar,
nachdem sie durch den wilden Feuerwind getaumelt war mit aufgelöstem Haar,
die Augen aufgerissen doch wie blind. –

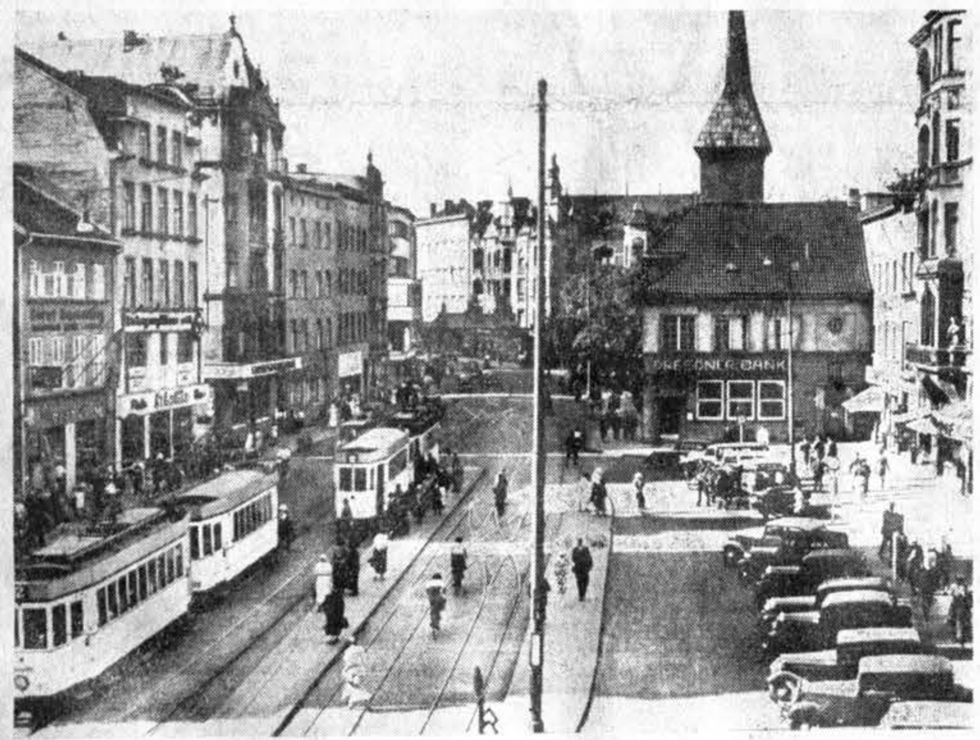
Du suchst die stille Kantstadt? Such sie nicht! Du fändest nur ein gräßlich Trümmerfeld.
Ihr augenloses, blutendes Gesicht, von glühndem Stahl zerfetzt und wüst entstellt,
starrt fratzenhaft, ins grelle Sonnenlicht. –

Doch eins, das traf sie nicht die grause Faust: sie schlug die Seele dieser Stadt nicht tot.
Die Seele überlebte Tod und Brand. Und in ihr lebt das hohe Lichtgebot,
der pflichtentflammte Geist des alten Kant!

Fritz Kudnig



Der moderne Bau des Nordbahnhofs, für alle Königsberger ein Begriff, denn von hier aus ging's nach Cranz, Rauschen Warmicken, Groß Kuhren und all den anderen herrlichen Ostseebädern des Samlandes.



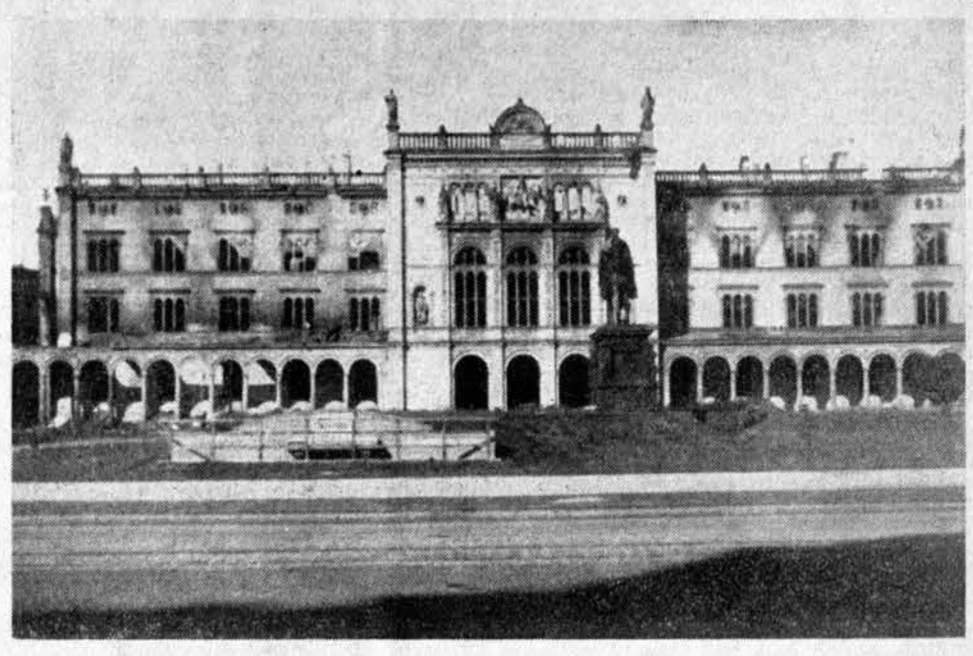
Der Steindamm zwischen Poststraße und Steindammer Kirche



Das „Hundegatt" mit Blick auf Kaufhaus Jasching

Foto: Moslehner, Heuchelheim und Archiv

Unsere Bildseite zeigt einige markante Ausschnitte aus der Hauptstadt unserer unvergeßlichen, geliebten Ostpreußenheimat vor und nach der Zerstörung, wobei wir bemerken möchten, daß die Hauptzerstörungen erst während der Kämpfe selbst um die Festung Königsberg ***eingetreten sind.***



Die durch den Bombenangriff ausgebrannte „Albertus"-Universität auf dem Paradeplatz



Die Wassergasse mit Verbindungsbrücke der beiden Häuser der Firma „Siebert"



Ruinen in der Schloßstraße zwischen Gesekusplatz und Münzplatz



Die schweren Zerstörungen in der Altstädtischen Langgasse zwischen Kaiser-Wilhelm-Platz und Altstädtischem Markt.

Vier Fotos: Arno Piper Coburg

MARGARETE KUDNIG

Der alte Gruschke

Diese kleine Geschichte hat sich einmal in Ostpreußen zugetragen, womit nicht gesagt sein soll, daß sie nicht auch irgendwo anders hätte geschehen können. Denn schließlich braucht es nicht immer eine Flasche von dem altbewährten „Blutgericht Nr. 7“ zu sein, wenn sich ein fröhlicher Landmann einen fröhlichen Rausch antrinken will. Allerdings: so ein richtiger, weiß verschneiter, ostpreußischer Winterwald, der gehört dazu und vor allem solch ein herzlich vertrautes, rührend vertrauensvolles Verhältnis zwischen der Herrschaft und dem Gesinde, wie es im Osten noch so häufig zu finden war.

Es ist schon lange her und war noch in der ganz guten und ganz alten Zeit, da lebte in der Nähe von Königsberg, am Rande der Kaporner Heide, der Gutsbesitzer B., der nicht nur wegen seiner Trinkfreudigkeit allgemein bekannt, sondern wegen seiner Gutherzigkeit auch allgemein beliebt war. Der hatte nun wieder einmal einen Abend mit seinen städtischen Freunden im Blutgericht gezecht. Die Sitzung hatte bereits am frühen Nachmittag begonnen; und da man im Blutgericht sowieso immer Zeit und Stunde vergessen konnte, weil man, räumlich unter der Erde, geistig über der Erde zu schweben schien, so war das Maß der Trunkenheit schon bis zum Überlaufen voll, als mit dem Glockenschlag 10 die Bläser vom Schloßturm den Abendchoral bliesen. Für den alteingesessenen Königsberger war das nichts Neues; aber der eine oder andere unter den fröhlichen Zechern bekam doch plötzlich ernste und nachdenkliche Augen und lauschte den weihevollen Klängen nach; manche gingen mit einem Lachen darüber hinweg; — der Gutsbesitzer B. aber erhob sich ein wenig schwerfällig von seinem Stammplatz unter dem jahrhunderte alten, riesigen Weinfaß und sagte: „Is Zeit! Der Gruschke hält vor der Tür!“

Natürlich wollte man ihn noch nicht gehen lassen: „Aufhalten? Jetzt? Wo's grad am schönsten ist?“ — „Was? Erst so viel und nu mit einmal nuscht?“

Aber der alte B. wollte seinen Kutscher nicht warten lassen und dachte dabei wohl mehr an die Pferde, als an den Mann, von dem er stillschweigend annahm, daß er sich durch ein paar steife Grogs auf die nächtliche Schlittenfahrt schon genügend vorbereitet haben würde.

Es hatte nämlich eine eigene Bewandtnis mit diesem Kutscher. Schon als er vor rund vierzig Jahren seinen Dienst antrat, wußte jeder von ihnen, der Herr wie der Knecht, daß beide einen herzhaften Tropfen wie nichts anderes auf der Welt zu schätzen wußten. — „Das ist mir gleich, Gruschke“, hatte der Gutsbesitzer gesagt, „trinken darfst du, aber nur, wenn es so paßt!“ — Das sollte wohl heißen, wenn er selber nüchtern und nicht auf die Fahrkunst seines Kutschers angewiesen wäre!

Das war eine redliche Abmachung, hatte Gruschke gedacht und getreulich seinen Dienst getan. Aber nach einiger Zeit kam er doch mit der Kündigung, zur großen Verwunderung des Gutsbesitzers: „Aber Gruschke, warum denn das?“ hatte er gefragt. „Joa, gnädjer Härr“, meinte der Kutscher, der damals noch recht jung und forsch war, „Joa, gnädjer Härr, nu si öck all seß Wäke hier, onn dat hefft noch nich eenmoal jepaßt, onn öck si noch nich eenmoal dran jewäse!“

Da hatte der Gutsbesitzer ein Einsehen gehabt, ihm einen Taler extra in die Hand gedrückt und ihm Urlaub bis über den Sonntag hinaus gegeben. Das hatte der Gruschke ihm nie vergessen; und seitdem waren die beiden eben Freunde; ohne, daß sie sich so nannten natürlich. Und für den Gruschke begann hinfort jeder dritte Satz: „Öck onn de gnädje Härr!“

Ja, und nun hielt also der Gruschke mit seinem Schlitten auf dem tief verschneiten, mondhellen Schloßhof; und sein Herr kam torkelnd und schwankend aus der Tiefe des Weinkellers hochgeklettert.

„Is kalt heut Abend, Gruschke!“, meinte er. „I wo, gnädjes Härrche nu man bloß orndtlich in de Pälzdäck jekuschelt onn mit de Fiß im Strohsack, denn tut de Kält nuscht! Kommt der Härr Landjerichtsrat auch mit?“ „Bis zur Juditter Kirchenstraße! Na, du weißt ja Bescheid!“ — „Wo werd ich nich!“, sagte der Kutscher, und damit ging die Fahrt auch schon los. Es dauerte nicht lange, da fingen die beiden vergnügten Knaben hinten an zu singen, daß der alte Kutscher dachte: „Na, dat Härrke ös moal wedder dichtig dran jewäse!“ —

In der Juditter Kirchenstraße gab es noch einen langen Aufenthalt. Sie konnten anscheinend wirklich heut nicht genug bekommen, die beiden! Die Pferde wurden schon unruhig, und schließlich riß auch dem Kutscher der Geduldsfaden. Grade wollte er sich in seinem dicken Pelz mühsam umdrehen, — sie hatten den alten Schlitten genommen, wo der Kutscher ganz vorn hinter den Pferden saß —, grad wollte der Gruschke sich also umdrehen, da hieß es endlich: „Na, Gruschke, nu fahr!“ Der ließ mit einem Ruck die Pferde anspringen. „So sönd de Härrschafte“, brummte er recht vernehmlich vor sich hin, „schabbern, schabbern, onn denn: Gruschke, nu fahr!“ — Er war wirklich ein wenig ungnädig geworden, der Alte; aber der Gutsbesitzer schien nichts zu hören, und er war solche kleinen Kratzbürstigkeiten sicher auch schon gewohnt.

Jedenfalls verlief die weitere Fahrt in größter Schweigsamkeit. Bald lagen die letzten Häuser hinter ihnen; und sie tauchten ein in die feierliche Stille des winterlichen Waldes. Hoch ragten die Kiefern zu beiden Seiten der Landstraße, die Stämme der jungen Birken beugten sich unter der Last des Schnees und bildeten zarte, schimmernde Trumpfbögen. Breit und behäbig ließen die Tannen ihre Zweige herniederhängen. Und über allem der weit gespannte Himmelsbogen mit seinen tausend Sternen. „Is doch scheen, so im Wald, wie zu Weihnachten!“, dachte der alte Gruschke, ließ seine Pferdchen traben, freute sich an dem hellen Geläut der Silberglocken und war wieder einmal restlos zufrieden und glücklich. Denn wenn er diesmal auch nicht richtig „dran“ gewesen, so war er in der Stadt doch auch auf seine Kosten gekommen und hatte dann zum Schluß im Fleckkeller auf der Laak noch zwei Teller von dem köstlichen ostpreußischen Nationalgericht verdrückt und die entsprechende Anzahl Schnäpse dazu einen vorher und einen nachher, wie sich das gehört! Und durch einen glücklichen Zufall sogar noch ganz für umsonst: „Jeschonken is jeschonken! Un jeschonken is besser als bezahlt!“ Das war so eine von Gruschkes Lebensweisheiten. Und dagegen läßt sich ja nun auch wirklich nicht allzuviel sagen. Eben darum war er auch so zufrieden mit sich und den Dingen der Welt.

Als er auf den Gutshof einbog, ging es im Schritt und gleich zur Wagenremise. Denn der Herr liebte es nicht, wenn die Gnädige durch das Schellengeläut unnötig wach und munter wurde! Mit steifen Beinen kletterte der Alte von seinem Kutschersitz herunter. — „Doa schloag doch Gott dem Düwel dot!“, fluchte er plötzlich und wollte seinen Augen nicht trauen. Er war doch wirklich ganz nüchtern diesmal oder wenigstens beinah! Aber der Herr, der war ja gar nicht da, einfach nicht da! Nur die dicke Pelzdecke lag noch zusammengeknautscht im Stroh. Aber der Herr, der hatte ihn wohl wieder einmal zum Narren gemacht, der war sicher beim Hern Landgerichtsrat geblieben und saß dort nun wohl bei einer neuen Flasche Wein und lachte über den alten Gruschke!

„Das so einer doch nie genug von das Zeug kriegen kann!“, knurrte der Kutscher, schob den Schliten unter, brachte die Pferde in den Stall und begab sich in seine Kammer. „De Gnädije, na, de ward sich wundre!“, lachte er vor sich hin. — —

Die Gnädige aber hatte gar nichts gehört, und das Wundern hatte sie auch wohl schon lange verlernt. Aber der alte Gruschke, der sollte sich noch wundern, sehr sogar, als er nämlich am Morgen in die Wagenremise kam und ihm dort ein tiefes, laut dröhnendes Schnarchen entgegentönte. „Doa schloag doch Gott —!“ der Fluch blieb ihm in der Kehle stecken, als er im Schlitten unter der Pelzdecke seinen nicht gerade langen, dafür aber um so rundlicheren Herrn dicht zusammengerollt friedlich schlafen fand! Verflixt! Das konnte nun doch um Kopf und Kragen gehn! Der Gruschke hatte wohl sein Lebtag noch nicht solch dummes Gesicht gemacht. Aber nachdem er eine Weile seinen struppigen Schädel gekratzt hatte, kam ihm doch ein rettender Gedanke. Leise, leise, um das Herrke nur ja nicht zu wecken, zog er den Schlitten wieder hervor, holte die Pferde und spannte sie ins Geschirr, zog sich den dicken Pelz an, stülpte eilig die Mütze über den Kopf und machte eine kleine Runde um den morgenstillen Hofplatz. Dann kam er noch einmal durchs Tor und fuhr mit einem schneidigen Ruck, daß die Pferde ein wenig bäumten und die Glocken lustig klangen, vor der Wagenremise vor, grad so akkurat, wie es sich für einen herrschaftlichen Kutscher gehört, und als hielte er vor einem Schloßportal. Richtig, nun war das Herrke aufgewacht! „Gnädjer Härr, wi sönd to Hus!“ meldete der Kutscher und half seinem ganz verschlafenen Herrn aus dem Schlitten. Der Gutsbesitzer fand sich noch gar nicht ganz zurecht. „Is spät geworden, Gruschke?“, fragte er und wußte nicht, ob er die Sonne oder den Mond am Himmel suchen sollte. „I wo“, meinte der Kutscher, „se schloape noch all, ös je Sünndag hied!“ — „Sonntag? Schon Sonntag? Hatt' ich dir nicht gesagt, beim Choral, da sollst du vorfahren?“

„Joa, joa, gnädjes Härrche, aber vorfahren und abfahren is zweierlei!“, lachte der Kutscher.

Der Gutsbesitzer konnte sich auf nichts mehr besinnen. „Seltsam, ganz seltsam!“, meinte er, „Da bin ich wohl wieder mal richtig „dran“ gewesen, Gruschke, was?“ — „Ward wohl so sind, gnädjer Härr;“, sagte der mit dem treuherzigsten Gesicht und hatte damit wohl auch die Wahrheit gesagt. Da hatte er auch schon einen Extrataler in der Hand: „Wird Zeit, daß du auch mal wieder „dran“ bist, Gruschke, was?“ — „Ganz wie's so paßt, gnädjer Härr, ganz wie's so paßt!“ dienerte der; er hatte richtig mal wieder Glück gehabt.

Auch der Gutsbesitzer hatte Glück, denn seine Frau hatte weder etwas von der späten noch von der frühen Heimkehr gemerkt. Frisch und ausgeschlafen saß er bald darauf schon vor ihr am Frühstückstisch; er schien wirklich einmal sehr solide gewesen zu sein! Zur Sicherheit fragte die Gnädige über Mittag aber doch noch den Kutscher, ob der Herr ihn wieder lange auf dem Schloßhof habe warten lassen. Da sagte der alte Gruschke: I wo, gnädjes Frauche, pinktlich beim Choral war ich da, und beim letzten Blaser ging's los, wie bestellt und abgeholt, gnädjes Frauche!“

Die schwere Last / Von Agnes Miegel

„Was ist für Götter und Menschen Glück?
Das Glück, dem keines gleicht?
O, das ist: den eigenen Boden sehn, soweit das Auge reicht!
Und Gruß und Rede hören wie alt vertrautes Wiegenlied
Und Wege gehen, wo jeder uns wie Kind und Bruder ähnlich sieht.
Und was ist allerschwerste Last? Was ist ewige Pein?
Was ist den Kindern der Ebene verhaßt und wird es immer sein?
Von der Heimat gehen, ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,
Und unstet zu schweifen, ist allen verhaßt, die die grüne Ebene gezeugt.“

(Aus der Ballade „Die Fähre“)

Lesen Sie in unserer nächsten Ausgabe:
„Ostpreußische Kleinstadt vor 50 Jahren“,
von Dr. Walter Grosse.

MUNDART-ECKE

An dieser Stelle der Zeitschrift sollen ostpreußische Mundarten ihre Stimme erheben. weil darüber immer noch Unklarheiten bestehen, sei erst einmal klargestellt, wie sich Sprache und Mundart unterscheiden und doch miteinander zusammenhängen.

Jedem Deutschen ist doch wohl bekannt, daß die Sprache, in der unsere Zeitungen und Bücher für die Allgemeinheit gedruckt werden, die deutsche Schriftsprache ist. Martin Luther hat durch seine Bibelübersetzung die Grundlage dazu geschaffen, und unsere großen Dichter und Schriftsteller haben ihr im Laufe der Zeit die Gestalt gegeben, in der sie jetzt die Muttersprache aller Deutschen ist.

Es sei kurz angedeutet, wohin die deutsche Sprache wissenschaftlich gehört. Sie bildet mit dem Englischen und Friesischen das Westgermanische. Dieses gehört mit dem Nordgermanischen und Ostgermanischen, das mit den Goten ausgestorben ist, zum indogermanischen Sprachstamm des Germanischen. Aus der indogermanischen Gemeinschaft, wozu z. B. noch das Altindische, Altpersische, Griechische, Lateinische, Keltische, Slavische, Lettisch-Litauische, zählen, schied das Germanische durch die erste oder germanische Lautverschiebung aus. So wurde z. B. lateinisch pater plattdeutsch voader, d. h. alle p, t wurden f, d. Es sei dabei gleich festgehalten, daß das Plattdeutsche den Lautstand des Gemeingermanischen wie das Englische und die nordischen Sprachen bewahrt hat. Das Plattdeutsche ist auch die Grundlage des Deutschen.

Durch die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung sonderte sich das Hochdeutsche vom Plattdeutschen und allen anderen germanischen Sprachen ab. So wurde woater Wasser, ik ich, deep tief. Diese Entwicklung ging von Süden aus, erreichte aber nicht die Nordgrenze Deutschlands, sondern blieb etwa in der Mitte stecken. Der Wenkersche Sprachatlas verzeichnet diese Sprachgrenze zwischen Hoch- und Plattdeutsch genau. Zu allen Zeiten hat es aber in ganz Deutschland Mundarten gegeben. Heute unterscheidet man von Süden her die ober-, mittel- und niederdeutschen Mundarten, die neben der hochdeutschen Schriftsprache bestehen. Schon in altdeutscher Zeit vor 1000 gab es z. B. das Allemanische und Bayrische. Als heutige mitteldeutsche Mundarten seien Schlesisch und Thüringisch genannt. Natürlich hat man nun auch nieder- oder plattdeutsche Mundarten zu unterscheiden. Das Kölner Platt ist anders als das Westfälische oder Mecklenburgische. Dem Ostpreußen klingt das Hamburger Platt nicht gar zu fremd.

Natürlich müssen die ostpreußischen Mundarten durch die Siedler hingekommen sein. Diese haben sogar die alten Preußen, die sprachlich zum indogermanischen Sprachstamm des Lettisch-Litauischen gehören, keineswegs Slaven wie Russen und Polen waren, auch nicht durch den Orden ausgerottet wurden, zur Annahme des Platt- oder Hochdeutschen gezwungen. Altpreußische Wörter leben noch heute wie Mergell, Palke, Palw, Kaporn, Kuggel, Kaddig, Duck.

Ziesemer nennt das Plattdeutsche Niederpreußisch, das Hochdeutsche Hochpreußisch. Zum letzten gehört das Breslauisch im Ermland, in dem Arthur Hintz geschrieben hat, und das Oberländische um Wormditt, Mohrungen, das Elisabeth Lemke vertritt. Bei dem Niederpreußischen nennt Ziesemer noch zehn Gebiete oder Bezeichnungen: Ostgebiet, Ost-Westsamländisch, Natangen, im Ermland Ost-, um Mehlsack Westkäslausch, Haffgebiet mit Braunsberg, Frauenburg, Elbinger Höhe mit Robert Dorr als Dichter, Nehrung und Weichselwerder, wo sich Domansky betätigte, schwäbische Kolonie bei Culm.

Man kann das Plattdeutsche Ostpreußens allgemein eine Mundart nennen, da sich über die nicht großen Unterschiede hinweg alle Bewohner verständigen können, soweit sie des Plattdeutschen mächtig sind. Es bleibt aber auch jedem unbenommen, gemäß der obigen Einteilung zehn verschiedene Mundarten zu unterscheiden. Natürlich hat jeder Schriftsteller, der etwas in dieser Mundartecke veröffentlicht, so zu schreiben, wie ihm, um es einmal spaßhaft auszudrücken, der Schnabel gewachsen ist. Das haben außer den vorhin erwähnten noch Karl Plenzat, Frieda Jung, Erminia v. Olfers-Batocki, Lisa Treike, Charlotte Wüstendörfer, Leo Reinfeld, Franz Née, Hermann und Karl Bink, die beiden Gronau u. a. getan.

Eine ist von dieser Mundartecke ausgeschlossen. Das ist das Missingsch, das unberechtigten Ruhm erworben hat. Das ist eben keine Mundart, sondern ein Gemisch aus Hoch- und Plattdeutsch mit möglichst viel ulkigen verkauderwelschten Ausdrücken und bewußten Fehlern. Wer das schreibt, sei sich dessen bewußt, daß er dadurch zugleich seine hochdeutsche Muttersprache wie die echte gute plattdeutsche oder hochpreußische Mundart schändet.

Was wird verlangt? Alles, was in echter Mundart den Namen Dichtung verdient. Heimatdichter tretet zu erfolgreicher Mitarbeit an!

Waldine paß moal op!

Et weer emoal e Buur, de hadd e ole Mann als Heerd; de heet Winter. He weer ön sinen ganze Lüve noach keinmoal ön e Körch gewese. Da sääd de Buur to em: „Na, Oler, wöll he nich ok emoal ön e Körch goane?“ „Oa“, sääd de ol Winter, „wat sull ök da dem ole Blubber tohere predige!“ Oaver de Buur kreeg em doach so wiet, dat he ene Sindag henging. Wie he an e Körch keem, weer et ok all e bätke spoad gewoarde. De Farr weer all öm volle Predige, on da et nu Winter weer on orndtlich gefroare hadd, hadd de Farr ok wat von dem strenge Winter ön sien Predigt bönne. Wie de ol Krauter nu geroad de Deer opmakt, sääd de Farr: „Der Winter darf nicht eintreten!“ „Nä, nä“, sääd de Oler, „ök koam ok nich, on ging to Huus. Da froog em de Buur, wie et em denn öne Körch gefalle hadd. „Oa“, sääd de, „ök hadd man geroad de Deer opgemoakt, da schreech de Farr all: „Der Winter darf nicht eintreten!“ On ök neem ok foarts de Deer ön e Hand on ging tohuus.“ „Oaver Oler“, sääd de Buur, „dat ös doach alles önne Predigt bönne“. „Naa“, sääd jenner, „wenn dat alles ön e Predigt bönne ös, denn weet he geroad, wie ök heet on nannt mi glek bim Noame!“

Oaver de Buur kreech dem Oler möt Gelömpe doach wedder so wiet, dat he noach emoal ön e Körch ging. Oaver ditmoal ging he all freh, neem sök sinem Klingerstoack, on de Waldine möt. Wie he ön e Körch keem, weer se noach ganz leddig. He huckt sök hinde ön e Bank, sett sök dem Klingerstoack twösche de Knee, on de Waldine mußt sök em far e Feet henlegge. Et duurd denn ok nich lang, da ging de Körch an. No dem Lödde on Singe fung de Predigt an. Wie de Farr nu ömmer so gewennt ös, dat he bim Spräke no enem hensitt, hadd he geroad ömmer dissem ole Winter ön e Oge. Op eenmoal keem dat Woart veer: „Greifet ihn und bindet ihn und werfet ihn in de äußerste Finsternis!“ Da sprung de ol Heerd op, schloog möt dem Klingerstoack op e Eerd on schreech: „Een Mönsch sull an mi rankoame! De Divel hoalt demsjenige, de mi anfoat! Waldine pass moal op!“ On de fung an to belle, de Oler klingerd, dat de Körch dräänd, on alles sök no em ömkieckt. Dieser oaver stert wie so gehetzt Bock ut e Körch on keem one Puust tohuus an.

Wie de Buur em seech, froog he wedder, wie et em denn gefalle hadd. „Oa“, sääd he, „nu kröcht mi kein Mönsch meer ön e Körch. De wulle mi joa an dissem Sindag binde on ön e Fönsternis schmiete. Hadd ök nich de Waldine mötgehatt, denn hadde se et ok gemoakt.“ „Oaver, ol Vadder“, sääd de Buur, dat ös doach alles ön e Predigt bönne“. Da sääd de Oler: „Na, wenn dat alles ön e Predigt bönne ös, denn sitt he geroad ömmer no mi on wiest ok noach möt em Finger no mi?“

De Buur kunn nuscht meer möt dem ole Winter utröchte; he kreech em nich meer ön e Körch.

Karl Wilhelm Bink

Durstige Masuren

Im durstigen Lande der Masuren, so erzählt man, saßen eines Abends fast sämtliche Bauern beim Schnaps im Wirtshaus. Da trat auch der Nachtwächter ein, um sich einen zu kaufen. „Mak dst du wedder rut kömmst“', rief ihn einer der Bauern zu, „se könne uns derwiel dat ganze Därp wegstähle!“ „Nanu“, sagt der schlagfertige Nachtwächter, „wer sull denn stähle, ju sönd ja alle hier!“

ERNST WIECHERT ALS LEHRER

Von Dr. Gerd Schimansky (früher Königsberg Pr.)

Man hat Ernst Wiecherts Werk, besonders aber seine gelegentlichen Äußerungen über Deutschland (die die Presse vielleicht nicht genau wiedergegeben hat) in letzter Zeit so vielfach kritisiert, daß es gut tut, einmal der Jahre zu gedenken, da es um ihn noch stiller und wohl friedfertiger gewesen sein mag. Auch damals hat er Widerspruch erfahren, aber auch viel Anhänglichkeit und Verehrung von seiten seiner Schüler umgab ihn warm.

Und so seien denn einige persönliche Erinnerungen hervorgekramt, die nicht den Dichter, sondern den **Lehrer** Ernst Wiechert betreffen. Denn schließlich ist es doch derselbe Mensch, und um den Menschen, denke ich mir, geht es. Der heute fast Dreiundsechzigjährige wird es gewiß nicht verübeln, wenn von diesen 25 Jahre zurückliegenden Dingen ein wenig die Rede ist, von der Zeit also, in der er als Studienrat an unserem Königsberger Hufengymnasium gewirkt hat.

Als wir Quintaner und Untertertianer waren, wußten wir noch nicht, daß wir unseren Französisch- bezw. Englischunterricht bei einem Dichter erhielten. Jemand hatte wohl in einer Schaufensterauslage ein von einem Ernst Wiechert geschriebenes Buch „Der Totenwolf" oder so ähnlich gesehen, andere hatten schon mehr davon gehört, aber im ganzen blieben wir ahnungslos, und bis auf einige spöttische Versehen, die uns bei der Abgabe einer schlecht ausgefallenen Klassenarbeit mit auf den Weg gegeben wurden, kam uns sein Werk nicht zum Bewußtsein. Und dennoch, meine ich, haben wir davon, unbewußt, mehr zu spüren bekommen, als sich aufweisen läßt. Durch Ernst Wiecherts Existenz nämlich, durch sein Dasein, sein So-Dasein.



Er führte mit Vorliebe Aufsicht auf dem Schulhof (wie ich heute annehme, um dem Lehrerzimmer zu entgehen), und man sah ihn dann, nachdenklichen Schrittes, ein wenig melancholisch in seinen Apfel beißend, unter den wenigen, halb schon erstorbenen Bäumen des festgetretenen Vierecks einherwandeln. Wandeln muß man sagen, denn seine Bewegungen hatten etwas so Geruhiges, sicher durch den Lärm Gleitendes, als zöge ein Schiff in der Brandung gelassen seine Bahn. Mitunter stand er auch unbeweglich an einem Baum gelehnt, den wir mit unseren wilden Spielen umkreisten, so beweglich stand er, daß wir ihn kaum bemerkten. Oder er saß auf der Treppenstufe, die zur Turnhalle führte, und setzte sich dem aus, daß irgendein Sextaner ihn blindlings anrannte. Ich habe ihn bei der Gelegenheit auch nie schimpfen hören. Kurzum, er war unter uns. Er war nicht über uns oder neben uns, sondern mitten unter uns.

Er war auch der einzige Lehrer, der uns immer von neuem auf die Rehe hinwies, die unmittelbar neben unserer Schule, im Königsberger Tiergarten, eingesperrt waren, in einem noch engeren Viereck als dem, das wir durchmessen durften. Und es kam dann schon auf Untertertia manchmal vor, daß er von der Welt sprach, die hinter lauter Zäunen und Verboten Mensch und Tier kaum noch atmen lasse. Was werde wohl geschehen, wenn er sich auf dem Paradeplatz, dem Platz vor der Universität, heute abend ein Feuer, ein Lagerfeuer anzünde oder mit seinem Pferd durch die Straßen reite oder zur Abwechslung einmal ein paar Schüsse mit seinem Henrystutzen oder seinem Bärentöter abgäbe. Beide Waffen waren ihm und uns genau bekannt, denn er lieh sich in rascher Folge alle unsere Karl-May-Bücher und wußte hinterher gut darin Bescheid. Er gab seinen Primanern zum Tage des Klassenausflugs Einzelaufträge, wohin ein jeder zu wandern und was er dort zu suchen habe, — der eine sollte feststellen, welche Pflanzen in einem bestimmten Walde wüchsen, der andere sollte den zwölften Wanderer, den er träfe, fragen, was er über Prometheus wisse (der zwölfte Wanderer war in diesem Falle ein Bauer, der Dung streute und auf die dreimal wiederholte, ihm unverständliche Frage die Mistforke gegen den Fragenden erhob). Und hier sind wir bei Ernst Wiecherts ingrimmigen Humor, bei seiner Neigung zur Selbstironie.

Als ein Primaner zu seinem Referat im Deutschunterricht unbefangen am Katheder Platz nahm und der auf- und abwandernde Lehrer den einzigen Stuhl, auf dem er sich nun auch niederlassen wollte, besetzt fand, zog er eine Zeitung aus der Tasche, breitete sie aus und setzte sich auf die Erde, ohne daß der begeistert vortragende Primaner dessen inne wurde. Hatte hier der Humor noch einen erziehlichen Unterton, so fehlte der schon einigermaßen, wenn der „verzweifelt" aufspringende Lehrer vor uns Untertertianern den Kopf durch das enge Klassenfenster zwängte und es beklagte, daß die Baumeister die Schulen so bauten, daß die Lehrer sich nicht zum Fenster hinausstürzen könnten. Oder er malte uns unter eine mißratene Arbeit statt der Fünf ein kleines Grabkreuz und sagte das Verschen: „Zieht einen Ring ihm durch die Nase, bettet ihn im kühlen Grase, setzt ihm einen Leichenstein, schreibt darauf die Inschrift ein, hier ging einer zu den Toten, Muster eines Vollidioten." Hier brach wohl durch die pädagogische Absicht schon mehr seine Neigung zu grausiger Komik hindurch, die ja freilich uns Kindern (wie ja jedermann weiß, der einmal den „Sruwelpeter" gelesen hat) nur recht und gemäß war.

Als wir älter wurden, begeisterte uns Wiecherts Kampf gegen einige seiner Kollegen. Recht und Unrecht mochten in diesem Kampf verteilt gewesen sein wie immer — gewiß aber ging es Ernst Wiechert in diesen Auseinandersetzungen nicht nur um sein Recht, sondern um das Recht der Jugend. Er war der Anwalt der Rehe, aber auch unser Anwalt, gegen mancherlei Konventionen und Verhärtungen, gegen das Rechtbehalten und die Selbstzufriedenheit dieses oder jenes Erwachsenen. —

Was aber gab Ernst Wiechert uns nun selbst? — Einer seiner einstigen Schüler hat in seinem Aufsatz „Unser Lehrer Ernst Wiechert" (Die Schule, II Nr. 6/7, S. 27 ff.) diese Frage zu beantworten gesucht. Und er führt darin an, was Wiechert in seiner Rede zur Abiturientenentlassung 1929 selber als sein Ziel bezeichnete: nämlich nicht, uns etwas zu geben, sondern uns etwas zu nehmen — die Angst. Die Angst vor Konventionen und Autoritäten, Titeln und Vorurteilen und so weiter. Wir sollten es lernen, über diese Dinge zu lächeln. Und hier, mit dem, was Hansgeorg Zollenkopf in seinem Aufsatz dankbar rühmt, hat er wohl zugleich, ungewollt, das ausgesprochen, was an Ernst Wiecherts Erziehung fragwürdig war. Denn was ist das für ein Ziel, Menschen von ihrer Angst befreien zu wollen? Siebzehnjährige zu einem weisen (d. h. also, vom Lehrer übernommen) Lächeln anzuleiten. Was können, was müssen sie tun? Freudig aller Konventionen und Autoritäten beraubt, fliehen sie ebenso freudig in die vermeintliche Vorurteilslosigkeit ihres Lehrers, die sie auch dann für ihre eigene halten und mit der sie sich umgeben, wie mit einer viel zu schweren Rüstung. Sie ahmen ihn in Gang, Haltung, Miene, Handschrift und Sprechweise nach, ein recht rührendes Bild, das sich damals auf unserer Schule bisweilen bot. Gewiß ein harmloser Vorgang, den wohl jeder einflußreiche Erzieher wider Willen auslösen wird. Und Ernst Wiechert hat gewiß auch manches dagegen unternommen. Aber bestehen blieb ja doch, daß er der Jugend ein Bild ihrer selbst aufrichtete, das sie bestrikken, dem sie erliegen mußte. Fraglich blieb und bleibt, ob dieses sich Hineinretten in eine so lockende, eine anscheinend so freimachende Autorität wie die Wiecherts, ob das nicht auf die Dauer sehr viel mehr geeignet war, einen jungen Menschen an seinem eigenen Wesen vorbeizuführen als die oft so harmlos banalen Überkommenheiten des Alltags, die so leicht durchschaubar waren und bald auch langweilig wurden, so daß die jugendliche Eigenständigkeit (sofern eine solche überhaupt vorhanden war) sie selbst von selber abstreifte.

Ernst Wiecherts Erziehung aber hatte etwas Magisches. Er bezauberte die Leute. Das tat er damals als Erzieher, das tut er heute als Dichter auch noch. Möglich, daß die Leute, und nicht nur die jungen, das wollen. Möglich, daß er selber das sogar für sein Amt hält. „Und alle Sünden werden weißer, und jedes Wasser wird zu Wein", so hat er es in einem seiner letzten Gedichte ausgedrückt, in dem er seines Auftrags als Dichter gedenkt.

Nun, es wäre ungerecht und undankbar, dies hier als sein ehemaliger Schüler zu sagen, der sich bis heute mit Nachsicht und Fürsorglichkeit von seinem einstigen Lehrer behandelt weiß. Es wäre undankbar, wenn nicht Ernst Wiechert schon auf der Schule seine jüngeren Widersacher hätte gelten lassen, wenn er nicht Widerspruch vertrüge.

Wir alle, die wir ihn als Lehrer erlebt haben, werden dankbar bezeugen, daß er uns einen Mythos schuf, den Mythos der Jugend. In einer Welt pädagogischer Wohlmeinenheit und religiöser Ratlosigkeit tat er wenigstens das eine, daß er uns aus unseren Schulstuben ein Fenster zu den „Dingen" öffnete, daß er vom Walde erzählte, daß wir etwas von einer Einheit des Lebens ahnen durften in einer zerstückten Welt, daß eine — wenn auch dunkle — Verwobenheit uns aufnahm und einbettete, in der wir uns geborgen fühlten. Und damit war er denn doch der Dichter, auch als Lehrer. Und als Dichter — der am Rande des Magischen Wohnende, wenn denn Magie heißt, daß die Dinge, die Bilder, die Gestalten, die Ereignisse, die Klänge so groß und mächtig werden, daß der Mensch ihnen zu erliegen droht.

Da hörten wir denn von ihm, daß die Jugend der eigentlich geniale Zeitabschnitt im Leben sei, denn sie habe das eulengleich Vorwärtsstoßende wie das in Verzweiflung sich Begrabende des genialen Menschen. Wer sollte als Siebzehnjähriger nicht der Kraft solcher Bilder erliegen, der Dichter, so meine ich, selber erlag, denn er fügte nicht hinzu, daß es sich nur um eine Scheingenialität handele, daß wir alle eines Tages doch wohl ganz rechtschaffene, ganz brave Bürger werden würden, statt solche Scheingenialität zu verlängern. Er erlag, meine ich, hier bisweilen seiner eigenen Verzauberung, seinem eigenen Mythos, den er sich von der Jugend machte — zum Wohle, aber auch zum Leide eben dieser Jugend. Führung und Verführung waren auf eine bestrickende Weise gemischt.

Ich weiß, manche Geister (und zumal kleinere Geister als Ernst Wiechert) haben schon damals Züge menschlicher Eitelkeit oder auch einen gewissen Kult mit sich selber an ihm wahrnehmen, lieblos wahrnehmen wollen. Mögen sie recht gehabt haben, — sie hatten auf eine traurige Weise „recht". Sie kannten ihn nicht, wie er mit uns, seinen Schülern, am Ufer eines Sees sitzen konnte, kleine Steine im flachem, hüpfendem Wurf über das Wasser werfend. Sie kannten ihn nicht in seiner echten, ganz arglosen Kindlichkeit, die er doch nun auch haben konnte. Sie haben ihn nicht mit seinem Dackel gesehen oder später mit seinem großen Wolfshund. Sie haben ihn nicht von seinen einsamen Waldfahrten erzählen hören, die er auf seinem Rad gemacht hatte und von denen er am Montagmorgen wohl manchmal schweren Herzens in die Schule zurückkehrte, einen Hauch der Ferne und der fremden Wälder auch in unser enges Klassenzimmer bringend.

Dann war er eigentlich noch ganz der, der in seiner masurischen Heimat, in der Försterei Kleinort bei Sensburg die Kühe gehütet hatte, und vielleicht ist dies, die Treue zu seinem Wald, immer das Echteste, das Liebenswerteste an ihm geblieben. Sie hing gewiß eng zusammen mit seiner Treue zur Jugend, seinem oft spöttischen, aber auch herzlichen Eingehen auf uns Jüngere, die wir es ihm immer danken werden.

Junge Frau

Nun ist das Mädchen Frau geworden,
in ihren Händen liegt nun viel.
Aus Träumen ist es Tag geworden,
zu stillem Ufer trieb das Spiel.

Du gold'ner Ring an meinem Finger,
du leuchtest heute gar nicht hell . . .
Du gold'ner Ring an meinem Finger,
wie wandern Lust und Leben schnell!

Die Mädchen singen vor dem Hause,
ich hör ihr Lied und sinn ihm nach . . .
Die jungen Mädchen vor dem Hause,
sie träumen noch und sind nicht wach.

Sie wissen nicht von dieser Stille,
die jetzt in mich gefallen ist.
Sie singen nicht von dieser Stille,
vor der man Traum und Glut vergißt.

Wovon ihr singt, hab ich geschmecket,
nun bin ich herb und nicht mehr zart.
Nun ist mein Pfad ganz eng gestecket
und Kranz und Festeskleid verwahrt.

Das Mädchen ist nun Frau geworden,
es sinnt und lauscht in sich hinein . . .
Aus Träumen ist es Tag geworden
und aus der Flamme milder Schein.

(Aus Hans-Joachim Haecker: „Die Insel Leben", Gedichte. Hans von Hugo-Verlag.)

Die historische Mission Ostpreußens

Von. Prof. Dr. Goetz von Selle, Universität Göttingen

Man hat jüngst von Preußischer Kultur gesprochen. Das war sogar in England, und geschah in beifälligem Sinn. Es muß also in dem vielgelästerten Preußentum doch etwas verborgen sein, was mit der ländläufigen Ansicht von überhitztem Nationalismus und Militarismus dieses Landes und seiner Einwohner nicht übereinstimmt. So ist es auch in der Tat. Als der Deutsche Orden, von Polen gerufen, zu Beginn des 13. Jahrhunderts in das Land an der Ostsee kam, trug sein Unternehmen nicht den Charakter des Eroberungsfeldzuges. Es war nicht auf Vernichtung und Ausrottung des Landes und seiner Insassen abgesehen, sondern der Geist der damaligen Zeit gab den Männern, die in den unwirtlichen Nordosten am Rande des Deutschen Reiches zogen, den Grund zu ihrem Vorhaben. Die Tätigkeit des Ordens ist nur aus denselben Überzeugungen zu begreifen, welche auch die Grundlagen für die Kreuzzüge bildeten. Die Landnahme der Deutschen Ritter stand im Dienst der Mission.

Es gibt wenig klarere Beispiele in der deutschen Geschichte, wenn nicht in der Geschichte überhaupt, für den inneren Sinn kolonisatorischer Arbeit, als das Ereignis von 1226, das die Geschichte des preußischen Landes begründete und dieses Land dem europäischen Kulturkreis einfügte. Der deutsche Kaiser Friedrich II. begabte den Ordensmeister mit Preußen, der Papst holte die Bestätigung wenige Jahre später nach. Mission war die Aufgabe des Deutschen Ordens. Niemals hat es sich um Eroberung mit dem Ziel des Länderraubes, niemals um die Auswirkung platten Machthungers in Preußen gehandelt. Der Ursprung der preußischen Geschichte ist mit solchen Beweggründen nicht belastet. Wer näher zusieht, muß feststellen, daß dieser Geist einer **geistigen** Landnahme stets lebendig geblieben ist.

Als Herzog Albrecht in Preußen dem Rat Luthers folgte und die geistliche Würde des Ordensmeisters in die weltliche eines Landesfürsten eintauschte, da stand dieser sein Schritt nicht im Dienst machtstaatlichen Denkens, sondern Albrecht entschloß sich zu dieser Maßnahme vornehmlich aus reformatorischer Überzeugung. Albrecht war einer der frömmsten Fürsten seiner Zeit. Er hat dargetan, daß er um des reinen Glaubens willen fast sein Land politisch zum Scheitern brachte. So stark war diese Kraft in ihm noch lebendig. Die Macht gläubigen Lebens hat ihn in allen seinen Handlungen beherrscht. Er mußte freilich erleben, daß diese nicht mehr ausschließlich Herr der Zeit war in dem Sinn, den er ihr glaubte zubilligen zu müssen. Des Herzogs Leben ist in tiefe Tragik gehüllt.

Es ist kein Zufall, daß noch einmal im ostpreußischen Land der Eifer des Glaubens in voller Reinheit sich zeigte: Ostpreußen wurde zur Pflegestätte des Pietismus, jener oft verlästerten Form innigen Glaubenslebens, von dem man aber in Wahrheit sagen mußte, daß seine Kraft Berge versetzen kann. Die Lehren der Spener und August Hermann Francke fanden hier wohlbereiteten Boden. Man hatte schon in den Jahrzehnten vorher die Dinge, die den Glauben betrafen, in Preußen sehr ernst genommen und mit Hilfe der Landesregierung versucht, der streitbaren Orthodoxie entgegenzutreten, um den Kern der Lehre Christi willen, die da dem Frieden auf Erden dient. Diese oft sehr streitbaren Auseinandersetzungen aber versandeten schließlich im Unwesentlichen. Um so bereitwilliger öffneten sich die Seelen dem Neuen, das doch ewig das Alte war. Und wiederum zeigte sich, wie diese Dinge tief in der Kultur des Landes wurzelten. Aufs engste war die neue Form des Glaubens mit dem Willen zu einer neuen Kolonisation verknüpft. Das große Werk des sogenannten ostpreußischen Retablissements ist von seinem Urheber, dem preußischen König Friedrich Wilhelm, ganz aus dem Geist pietistischer Frömmigkeit begriffen und durchgeführt. Keines erscheint ohne das andere möglich.

All diese Dinge bilden den Boden, auf dem die große Zeit des ostpreußischen Geisteslebens entstand. Kant, Hamann, Herder — alle sind sie Kinder des Landes, alle sind sie durch die Schule des ostpreußischen Pietismus gegangen, jeder in seiner Art war fromm, aber keiner kann den Ursprung seiner Frömmigkeit verleugnen. In diesen drei Männern erreicht die missionarische Idee des Landes ihr höchste und vergeistigste Form und empfängt weltumspannende Weite. Kant hat sein großes kritisches Werk bewußt religiös aufgefaßt. Seine Absicht war, wie er selbst sagt, das Wissen beiseite zu räumen, um für den Glauben Platz zu bekommen. Seine idealistische Weltauffassung ist im Grunde die christliche Anschauung, wenn sie auch dogmatischer Erfassung nicht standhalten mag. Der Sturz dieser Kantischen Überzeugung aber würde für die Welt letzten Endes das Chaos bedeuten, würde den Menschen seiner besten Kraft berauben, nämlich der Kenntnis von den Grenzen seiner Möglichkeiten und dem Vorhandensein einer jenseitigen Macht, die ihm aus eigner Kraft nicht erreichbar ist. Die Ordensritter sprachen gewiß nicht von Kultur, aber was sie in das Land brachten, war der Glaube, auf dem das Leben der Menschen und vor allem ihr Zusammenleben ruht. Kant tat nichts weiter, als daß er diese Wahrheit zu wissenschaftlicher Klarheit erhob.

So läßt sich von dem Werke des Ordens an über Kant bis in die Gegenwart die Mission Ostpreußens verfolgen, die nichts anderes ist als: Christlicher Vorposten der abendländischen Kultur zu sein.

Vereinigung „Albertina"

An der Göttinger Universität hat sich die studentische Vereinigung „Albertina" konstituiert. Sie ist der Zusammenschluß der Studierenden, die in Ost- oder Westpreußen beheimatet oder ehemalige Angehörige und Freunde der Alma Mater Albertina zu Königsberg sind. Sie hat sich fern von religiösen und parteipolitischen Tendenzen die Erhaltung und Pflege ostpreußischer Kulturtradition zum Ziel gesetzt. Zu diesem Zweck sucht sie die Zusammenarbeit mit ostpreußischen Künstlern, Akademikern und Wissenschaftlern.

Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg

„Um aller Welt, insbesondere der wissenschaftlichen Welt des In- und Auslandes, zu zeigen, daß die Königsberger Universität im Geiste fortbesteht", soll im Jahre 1950 ein „Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg" erscheinen.

In dem ersten Jahrbuch sollen zunächst einmal Vertreter aller Fakultäten mit Beiträgen von allgemeinem Interesse zu Wort kommen. Namhafte Persönlichkeiten des wissenschaftlichen Lebens des In- und Auslandes, die früher an der Königsberger Universität tätig waren, wie der bekannte Völkerrechtler Prof. Dr. Kraus (Universität Göttingen), Prof. Dr. Hans Rothfels (Universität Chicago) und Prof. Dr. F. A. Paneth (Universität Durham) haben Beiträge zugesagt. Prof. Dr. W. Bargmann wird über die Geschichte der Medizinischen Fakultät der Albertus-Universität berichten. Das Jahrbuch wird so im In- und Auslande von der Bedeutung dieser alten deutschen Universität Zeugnis ablegen, an der ein Kant einst lehrte, und die der abendländischen Wissenschaft seit ihrer Gründung unschätzbare geistige Werte vermittelte.

Besseres Papier

Infolge Lieferungsschwierigkeiten mußte die vorliegende Ausgabe der Ostpreußen-Warte noch auf dem üblichen Zeitungspapier gedruckt werden. Für die nächste Nummer werden wir das vorgesehene satinierte Papier verwenden können, so daß die Bildwiedergabe noch besser sein wird.

Eine Bitte!

Wir senden gerne die Ostpreußen-Warte an alle Ihre ostpreußischen Verwandten, Freunde und Bekannten. Tragen Sie bitte die genauen Anschriften in die beiliegende Anschriftenliste ein, und senden Sie diese ebenfalls an den Elchland-Verlag in Göttingen, Postschließfach 522.

UNSERE HEIMATKIRCHE

Das „Haus der Helfenden Hände"

Ein Heimathaus der evangelischen Deutschen aus Ostpreußen

Von o. Prof. D. Hans Iwand, Vorsitzender des Hilfskomitees der ev. Deutschen aus Ostpreußen

Zwei Dinge haben mich bestimmt, die Arbeit unseres Hilfswerkes mit einem Haus zu beginnen: einmal meine alte und gründliche Abneigung gegen Büros aller Art, gegen Leute, die Artikel schreiben, — aber es bleibt beim bedruckten Papier und gegen die peinliche Tatsache, daß Büros denkbar ungeeignet sind, um einen direkten Kontakt zwischen den Flüchtlingen und unseren christlichen Brüdern und Gemeinden im Ausland zustande zu bringen. Ein Haus ist etwas ganz anderes, hier gibt es keine Bürostunden, hier gibt es auch nicht das offizielle Neben- oder Gegeneinander der Ressorts und ihrer Chefs, hier, im Hause, ist die äußere Möglichkeit gegeben, in einer Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe miteinander zu leben. Wenn eine Flüchtlingskirche sich eine Organisation geben will, die ihrem Geist und Auftrage entspricht, muß sie ein Haus haben.

Aber sie muß auch Menschen haben. Und das ist das Zweite. Friedrich Wilhelm I., dem Ostpreußen wirtschaftlich und kirchlich soviel verdankt, hat einmal gesagt,: Menschen erachte ich für den größten Reichtum. Darum hat er seinerzeit den Hugenotten und Salzburgern die Türen Ostpreußens geöffnet, und wir wissen ja, was für ein innerer und äußerer Segen damit in unser Land gekommen ist. Wenn erst die Sachen, die toten, leblosen Dinge, mehr gelten als Menschen, dann muß sich unser Weg abwärts neigen. Und das war mein erster und stärkster Eindruck, als wir uns in unserer Bruderschaft von Pfarrern und Pfarrfrauen im Jahre 1947 in Hannover sahen: was für wunderbare, durch Leid und Not geläuterte Menschen hat uns Gott trotz allem noch gelassen, nein, neu geschenkt.

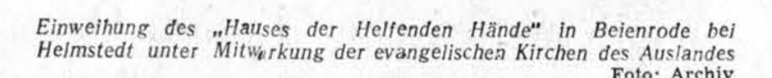
Vor allem die Frauen. Da waren Frauen, die erst spät aus Ostpreußen herausgekommen sind, ihre Männer sind erschlagen, verschollen, im Kriege gefallen oder noch in den Gefangenenlagern in Jugoslawien, Rußland und anderswo. Junge Frauen mit ihren Kindern. Was sie auf der Flucht und vorher geleistet haben, steht noch in keinem Buch geschrieben. Sie kommen aus einer Welt, in der so vieles, was sie geliebt, waran sie gehangen haben, zusammengebrochen ist. Es hat wohl keine Provinz so Schweres erlitten, wie gerade die, aus der diese ostpreußischen Frauen kommen. Aber wer zeigt ihnen hier einen neuen Weg ins Leben, einen Weg in die echte Tiefe des Lebens. Hier ist sovieles stehen geblieben, Häuser und Menschen!

So kam mir der Gedanke, wir müssen eine Großfamilie gründen, eine Gemeinschaft derer, die selbst wissen, wie es „da unten" aussieht. Und nun ist es gerade ein Jahr her, daß die erste dieser Frauen — ihr Mann war früher Pastor der Bekennenden Kirche in Marienburg — mit drei Jungen, einer Ziege und drei Hühnern im „Haus der helfenden Hände" einzog. Es war natürlich ein Wagnis, was ist heute kein Wagnis? Es ist auch heute, da nun ein reiches und fröhliches Leben das Haus erfüllt, immer noch schwer, aber unsere Flüchtlingskirche hat eine lebendige Mitte und so, wie wir bereits manche Hilfe erfahren haben, so konnten wir auch schon viel Hilfe leisten. Jeder Besucher fühlt sich sofort umgeben von einem heimatlichen Geist, jeder spürt, hier waltet darüber hinaus ein Geist der Liebe und Versöhnung, gereift in schweren Anfechtungen des Lebens.

Inzwischen hat sich der Kreis geweitet. Da sind Kinder, die keine Eltern mehr haben, der Rest eines Waisenhauses, das bis vor kurzem noch in der russischen Zone war. Da sind junge Mädchen, eines von ihnen kam gerade zu Weihnachten in Friedland an, nach sechsjähriger Arbeit im russischen Bergwerk. Es konnte hier schneller genesen an Leib und Seele, als wenn es unter Fremde gekommen wäre. Da ist inzwischen Pfarrer Kaufmann eingetroffen, der ehemalige Leiter der Inneren Mission Ostpreußens, der oben blieb und um dessen Leben wir so lange gebangt haben. Da ist die Oberin, Frau Pfarrer Raffel, sie leitete früher die evangelische Frauenhilfe in Ostpreußen. Sie hielt aus in Heilsberg — die Ostpreußen werden wissen, was das bedeutet — als ihr Mann, ein unvergeßlich tüchtiger Pfarrer, auf dem Zuge der Verschleppten den Strapazen erlegen war. Das sind die Menschen von Beienrode.

Es gibt eine Geschichte von Alexander dem Großen, als er mit seinem Heerzuge in der Wüste war und niemand Wasser hatte. Jemand brachte ihm einen Helm mit Wasser. Aber was sollte er mit diesem wenigen Wasser anfangen angesichts der furchtbaren Not der vielen. So schüttete er das Wasser in den Sand. Diese Versuchung kommt uns immer wieder an, wenn wir die unübersehbare Not sehen und demgegenüber das geringe Maß unserer Hilfsmittel erwägen. Aber da ist noch eine andere, ähnliche Geschichte. Sie zeigt uns Jesus mitten unter den verschmachteten Massen, die ihm gefolgt waren. Man hat fünf Brote und zwei Fische. Die Jünger sagen mit Recht: was ist das unter so viele? Aber Jesus betet und verteilt Brot und Fisch. Und es wurden alle satt. Die Wunder Gottes lehren uns, nicht zu verzweifeln und zu helfen, auch wenn unsere Berechnungen die Nutzlosigkeit der Hilfe zu erweisen scheinen.

Ostpreußens Kirche hatte eine große und bedeutsame Geschichte, angefangen von den Tagen, da das Zeichen des Kreuzes dorthin gebracht wurde, über die großen Tage der Reformation hinweg bis hin zu der Aufnahme der Salzburger, der daraus folgenden Erweckung vor und während der Freiheitskriege, und dem auch nicht zu vergessenden Kirchenkampf gegen das Eindringen des Neu-Heidentums unter dem Zeichen des Hakenkreuzes. Auch sollte nicht vergessen werden, was die letzten der dort verbliebenen Pfarrer — die meisten sind verhungert oder umgebracht — an Treue geleistet haben. Darüber berichtet jetzt Pfarrer Linck vom Löbenicht, der letzte, der die ostpreußische Kirche leitete, in der Zeitschrift „Die junge Kirche".



Einweihung des „Hauses der Helfenden Hände" in Beienrode bei Helmstedt unter Mitwirkung der evangelischen Kirchen des Auslandes
Foto: Archiv

Wir müssen heute die rechte Mitte finden zwischen einem undankbaren Vergessen und einem gefährlichen Zurückschauen. Es ist Entsetzliches geschehen, die meisten begreifen kaum, was es bedeutet. Achthundert Jahre deutscher Geschichte im Osten sind zu Ende gegangen. Wir sollten es nicht machen wie Lots Weib, das sich umsah, und zur Salzsäule erstarrte. Die Kirche besteht nicht aus Häusern „von Menschenhand gemacht", sie ist mehr. Sie ist ein lebendiges Haus, in dem der Geist Gottes wohnen will. Sie besteht aus Menschen, die sich von Gott führen und erziehen lassen. Diese Kirche ist nicht untergegangen, sie lebt. **Ihr zu dienen, ihr ein Denkmal zu setzen und eine Wirksamkeit zu geben, das ist die Aufgabe, die wir uns — trotz allem und in der Hoffnung, vielen Hilfe und Mut geben zu können — gesetzt haben.**



Pfarrer Kaufmann bei seiner Ansprache in Beienrode

„Wann kommen wir hier endlich heraus?"

Die meistgestellte Frage in Königsberg

Einen kleinen Ausschnitt aus unserem Erleben in Königsberg in der Russenzeit, also in den Jahren 1945 bis 1948, wollen die folgenden Zeilen geben. Doch soll nicht lange die Not geschildert werden, die täglich auf uns lastete. Etwas davon weiß ja jetzt jeder schon in deutschen Gauen. Wie groß sie gewesen ist, kann man sich daran klarmachen, daß eine Frage bei jeder Begegnung in jener Zeit ausgesprochen wurde: „Wissen Sie etwa, wann wir hier herauskommen?" Das war wirklich eine Lebensfrage, und wenn eine kraftlose, greisenhafte Gestalt, auf einen Stock gestützt, mit müden Schritten einem entgegenkam, dann konnte man gewiß sein, daß mit matter Stimme diese Frage gestellt wurde. Und wie oft hat man sie selber gestellt. Nun ist das sicher, daß wir Ostpreußen mit ganz großer Liebe an unserer schönen und mit reichen Feldern gesegneten Heimat hängen. Wie groß muß also die Not gewesen sein, wenn es keine dringendere Frage gab als eben diese!

Aber nun will ich einige Erlebnisse schildern, bei denen diese Frage eine besondere Rolle gespielt hat.

Es war am Gründonnerstag 1946. Da wurden alle der Intelligenz zugerechneten Persönlichkeiten in Königsberg zu einer Sitzung des Deutschen Klubs in die ehemalige chirurgische Poliklinik in der Langen Reihe eingeladen. So hatten die Russen es bestimmt, und es war so gedacht, daß sie ihre Ideen vor diesem Kreis darlegen wollten, um für die „großen Errungenschaften" des Bolschewismus zu werben. Dazu bot, wie gesagt, der Deutsche Klub, der sich früher auch Antifaschistischer Klub genannt hatte und im wesentlichen eine Veranstaltung der kommunistischen Kreise war, gern seine Hand. Freilich, die „Gruppe Intelligenz" konnte nicht als kommunistisch angesprochen werden. Darum aber gerade war diese Sitzung so bedeutsam, weil hier alle Gebildeten zusammengerufen wurden, damit ihnen das Kulturprogramm der Eroberer vorgetragen würde. Ich will nicht alles schildern, was damals geschah. Ein kluger und geschickter Kapitän (Hauptmannsrang) führte in längerer Rede aus, daß sich jeder darüber freuen dürfte, durch die Rote Armee vom Joch des Nationalsozialismus befreit zu sein. Nun würde, nachdem rund ein Jahr der Besetzung Ostpreußens und der Eroberung der Stadt Königsberg vergangen sei, die Militärverwaltung abgelöst durch eine Zivilverwaltung, und es würde eine schöne, neue Zeit über uns kommen. Darum wäre es aber auch notwendig, daß alle Kreise der Bevölkerung, also auch die Gebildeten, sich mit freudigem Einsatz an dem inneren Aufbau Ostpreußens unter russischer Verwaltung beteiligten. Gerade auch die Intelligenz müßte alles, was in diesem Sinne geschehen könnte, tun, weil sie ja auch hervorragenden Anteil an dem Aufkommen des Nationalsozialismus gehabt hätte. Auf allen Gebieten sollte mit großer Bereitwilligkeit und in einem neuen Geiste gearbeitet werden.

Zum Zeichen des neuen Anfangs sollten auch Schulen für die Kinder eingerichtet werden. Nach dieser in fließendem Deutsch vorgetragenen Rede wurde zur Aussprache aufgefordert. Drei meldeten sich zu Wort. Der Erste war ein Arzt, der mit klugen und geschickten Worten in würdiger Weise die gegen die Gebildeten erhobenen Vorwürfe zurückwies. Als Zweiter sprach ich und wies darauf hin, daß, wenn man Schulen für die Kinder einrichtete, man zunächst einmal dafür sorgen müßte, daß die Kinder auch zu essen hätten und daß nicht das Betreten der Straße schon den Mädchen — ja, schon den Schulmädchen! — ernste Gefährdung bereite. Aber den Vogel schoß der dritte Redner ab, der ganz schlicht die Frage stellte: „Wann kommen wir hier heraus?" Das war allen aus dem Herzen gesprochen. Das merkten die Russen, und haben nie wieder die Sektion „Intelligenz" des Deutschen Klubs zusammengerufen.

Ein Tag besonderer Art war für mich der 20. März 1947. Durch einen Boten wurde ich zum Raiffeisen-Haus in der General-Litzmann-Straße geholt. Ich war ja der „Starschi-Pastor", auf Deutsch der Hauptpfarrer der evangelischen Kirche in Königsberg, und sollte nun als solcher der in diesem Haus untergebrachten Hauptversammlung der russischen Besatzungsbehörde über die Kirche Rede und Antwort stehen. Diesesmal empfing mich nicht nur der Regierungsrat, mit dem ich bis dahin viel zu tun hatte, sondern ein aus Moskau gekommener Ministerialrat. Das Gespräch wurde, wie üblich, durch eine Dolmetscherin vermittelt. Es dauerte drei Stunden. Ich wurde nach der evangelischen Kirche, nach ihren Leitern, den gottesdienstlichen Räumen, den Gemeinden gefragt, und mir wurden die Anordnungen der russischen Regierung bezüglich der Kirche mitgeteilt. Solche Unterredungen durchzuführen, ist keine leichte Aufgabe, weil man nie weiß, wo es hinausgeht. Vielleicht war mir die Abspannung anzumerken. Jedenfalls wurde ein zweites Gespräch für den übernächsten Tag angesetzt. Aber ich nahm doch die Gelegenheit wahr, die mich mit einem hohen Staatsbeamten zusammengeführt hatte, um zu fragen, ob mir erlaubt würde, auch einige Fragen an ihn zu richten. Auf sein ermunterndes: „Bitte, fragen Sie", sagte ich dann: „Wann kommen wir hier raus?", worauf er fast feierlich erwiderte: „Stalins Wille ist, daß jeder, der ausreisen will, es darf. Aber wollen denn viele ausreisen?" worauf ich erwiderte: „Viele nicht, — alle!" Er war sichtlich betroffen: „Ja, wollen denn alle nach Deutschland?" „Ja", sagte ich, „alle, nur einer nicht, der ist Elsässer, er will nach Frankreich." „Aber warum denn?" Hier mußte ich, ganz gleich, welche Folgen die Antwort für mich haben würde, aussprechen, was gesagt werden mußte: „Weil wir hier verhungern, und ich auch verhungere." Darauf schwieg er eine Weile und sah zum Fenster hinaus.

Es hat aber von dieser Unterredung ab noch genau 364 Tage gedauert, bis meine Frau und ich abreisen konnten. Aber eine Lebensfrage war es schon: „Wann kommen wir raus?"

Pfarrer Hugo Linck

228 ostpreußische Geistliche tot oder vermißt

Das schweizerische „Kirchenblatt für das Engadin" veröffentlicht aufgrund zuverlässiger Feststellungen eine Übersicht über das Schicksal der katholischen Geistlichen der Diözese Ermland/Ostpreußen. Am 1. Januar 1945 zählte Ostpreußen 345 Welt- und 48 Ordenspriester. Da nachdem noch fünf Priester geweiht wurden, betrug die Gesamtzahl 398. Von diesen 398 Klerikern liegen bis jetzt nur 170 sichere Nachrichten vor. 28 von diesen sind durch die erlittene Behandlung so schwer geschädigt, daß sie zur Ausübung ihres Amtes nicht mehr in der Lage sind. Die übrigen 228 Priester wurden getötet oder sind vermißt. Zahlreiche von ihnen wurden von den Russen zur Zeit der Besetzung erschossen oder erschlagen, viele starben in den Arbeitslagern des Urals und des Wolgagebiets, wohin sie verschleppt worden waren. Eine kleine Zahl der Verschleppten wurde zwar entlassen, doch starben von diesen die meisten nachher an Erschöpfung. Über die getöteten Priester liegt eine — allerdings unvollständige — Namensliste vor.

Es geht daraus hervor daß der 54jährige Generalvikar von Ermland, Msgr. Marquard, Ende 1945 in einem sibirischen Zwangsarbeitslager starb. Der 82jährige Dekan des Kathedral-Kapitels, Msgr. Sander, wurde im April 1945, „auf der Flucht erschossen". Von vielen Ortspfarrern liegen Tag, Ort und nähere Umstände der Erschießung vor. Ebenso ist bekannt, daß 18 ostpreußische Geistliche in russischen Arbeitslagern getötet wurden.

Ostpreußische Bauernfreizeit in Beienrode. Darüber berichtet Frau Ilse Iwand-Göttingen in der nächsten Ausgabe der Ostpreußen-Warte.

OSTPREUSSISCHE WELTREKORD-INHABER:

Land der Werfer und Stoßer

In den Urzeiten des deutschen Sportes hatte Ostpreußen lange einen „Dornröschenschlaf" geschlafen. Lediglich die Fußballer waren schon vor dem ersten Weltkrieg recht rührig gewesen, konnten jedoch mit den Clubs aus dem übrigen Reich nicht Schritt halten.

Nachdem Ostpreußen dann durch den Korridor von der großen Heimat abgetrennt worden war, regten sich auch die Kräfte in den anderen Sportlagern und Sportarten. Besonders die technischen Wettbewerbe der Leichtathletik lagen unseren Sportlern. Mit dem Speerwerfen begann es.

Das übrige Deutschland horchte auf als in den letzten zwanziger Jahren plötzlich der Name Schlokat in den Teilnehmerlisten der Meisterschaften auftauchte. Ohne besondere Technik und ohne große Vorbilder schleuderte der Insterburger den Speer über die 60-Meter-Grenze, was vor ihm kein anderer Deutscher fertiggebracht hatte. Bald erwuchs ihm in dem Königsberger Mäser ein ernsthafter Rivale und Jahre hindurch lösten die beiden sich in den Siegen bei den verschiedendsten großen Sportveranstaltungen ab. Sie blieben nicht die einzigen. Bald hörte man aus Ostpreußen von dem Darkehmer Fritsch, der einen neuen Deutschen Rekord im beidarmigen Speerwerfen in Lötzen aufstellte und auf 115 Meter hochschraubte. Und hinter ihnen standen eine Reihe von Werfern, die die 55-Meter-Marke spielend beherrschten.

Zwei weitere Namen jener Zeit dürfen nicht fehlen, die den Namen Ostpreußen in alle Welt trugen. Emil Hirschfeld und Erwin Blask. Hirschfeld, zwar ein gebürtiger Danziger, verbrachte die größte Zeit seines Lebens in Ostpjreußen. 17 Jahre war er alt, als er nach Allenstein kam. Er war ein Durchschnittssportler und betätigte sich in der Leichtathletik, Schwerathletik, im Boxen und Schwimmen.

Als er 1920 seine Bedingungen zum Sportabzeichen erfüllte, stieß er die Kugel blanke acht Meter. Er trat dem WSV Hindenburg Allenstein bei und fand ausreichende Gelegenheit zum ersten Training. Schon 1922 hatte er sich von acht auf 11,21 Meter verbessert und fand seine große Liebe zum Kugelstoßen. Ständig steigerte er seine Leistungen. 1923: 12,36 Meter Kugel, 36 Meter Diskus, 37 Meter Hammer; 1924: 12,86 Meter Kugel, 38 Meter Diskus; 1925: 13,39 Meter Kugel; 1926: 13,80 Meter Kugel; 1927: 14,47 Meter Kugel, und diese Leistungen brachten ihm die Teilnahme an einem Olympia-Vorbereitungskursus in Frankfurt a. M. unter Reichssportlehrer J. Weitzer ein.

Georg Buchenmacher, der alte deutsche Rekordmann, nahm ihn in seine „Fuchtel". Der Erfolg blieb nicht aus. Am 6. Mai 1928 kam er in Breslau anläßlich des Verbandszweikampfes Ostpreußen — Schlesien zu seinem ersten Weltrekord im Kugelstoßen mit 15,79 Meter. Er löste damit mit einer um 25 Zentimeter besseren Leistung den Amerikaner Ralph Rose ab, der den Rekord seit dem Jahre 1913 hielt. Einen Monat später schon steigerte er seinen eigenen Weltrekord auf 15,87 Meter, und die Fahrkarte zu den Olympischen Spielen nach Amsterdam war ihm sicher.

In dem Hexenkessel des dortigen Stadions jedoch hielt er der Nervenbelastung eines solch schweren Kampfes noch nicht aus und blieb um wenige Zentimeter mit 15,72 Meter Dritter und Gewinner der Bronzemedaille. Kuck-USA als Sieger stellte seinen Weltrekord ein, Brix-USA als Zweiter stieß die Kugel 15,75 Meter. Aber schon vier Wochen später bei einem Leichtathletik-Sportfest mit der amerikanischen Olympiamannschaft in Bochum übte er mit einem neuen und damals phantastischem Weltrekord Revanche an seinen Amsterdamer Bezwingern Kuck und Brix. Als erstem Leichtathleten der Welt gelang es ihm, die bisher unüberwindlich erscheinende 16-Meter-Grenze zu übertreffen. Alle seine Würfe lagen auf dieser Marke, der weiteste mit 16,04 Meter. Dieser Rekord blieb bis 1932 unübertroffen.

In Los Angeles 1932 kam Hirschfeld nicht mehr an seine Bestleistungen heran, belegte aber immer noch den vierten Platz. Was ihm aber bei den Olympischen Spielen nicht vergönnt war, holte er in den vielen Länderkämpfen, in denen er das Nationaltrikot trug, stets kehrte er nach Allenstein mit einem Sieg nach Hause. Auch in den späteren Jahren, als er nach Königsberg übergesiedelt war und die Farben des VfK Königsberg trug, war er immer noch bei den Meisterschaften zu finden, und auch hier war er dem Nachwuchs stets überlegen.

Erwin Blask, der frühere Königsberger Polizist, setzte die Glanzzeit eines Hirschfeld wenig später fort. Zunächst intensiv mit dem Kugel- und Steinstoßen (hier hält er übrigens auch heute noch einen deutschen Rekord) beschäftigt, legte er sich 1934 auf das Hammerwerfen. Diese Sportdisziplin war bislang in fast allen Ländern arg vernachlässigt worden, lediglich Amerika und Schweden wechselten sich bei den internationalen Kämpfen in der Führung ab. Blask versuchte sich nun an diesem schwierigen Gerät, und gewiß wird es ihn geärgert haben, daß das wirbelnde Gerät ihn, und nicht er das Gerät beherrschen sollte.

Auf Herzogsacker machte er zusammen mit Fritz Sprenger vom VfB seine ersten „Hammer-Gehversuche". Bald war der Platz zu klein und er suchte die Weite auf dem Metgethener Platz, wo er in einem Kursus dem Reichssportlehrer Sepp Christmann in die Finger fiel. Zäh, wie eben die Ostpreußen sind, wagte er sich immer wieder an das Gerät, und bald hatte er den Bogen raus, wie kein anderer. Seine Leistungen steigerte er ruckartig von 34 auf 39, auf 48 und auf 50 Meter. Die ersten Länderkämpfe sahen ihn oft als Sieger und er gab der Hammerwerfergarde, die nun entstand, ein Beispiel. Als er beruflich nach Berlin übersiedelte und die Farben Charlottenburgs trug, da war er in seiner besten Form. Olympia 1936 in Berlin wurde er erst beim letzten Wurf des Hamburger Hein auf den zweiten Platz verwiesen.

Und ähnlich wie Hirschfeld löschte er wenig später in Dänemark den ebenfalls seit 1913 bestehenden Weltrekord mit einer Leistung von blanken 59 Metern aus. Erst 1948 konnte der Ungar Nemeth diese Leistung um 20 Zentimeter überbieten. Blask ist heute als höherer Polizeibeamter in Frankfurt tätig und war bis vor kurzem an der Polizeischule Hann.-Münden.

Noch andere Spitzenkräfte hat Ostpreußen hervorgebracht, die im deutschen Sport einen klangvollen Namen hatten. Der VfKer Rosenthal hielt lange den Deutschen Rekord im Hochsprung aus dem Stand und gehörte zur Stamm-Mannschaft der Länderauswahl im Hochsprung, Hillbrecht vom VfB Königsberg begann die Tradition eines Molles, Schlokat, Hirschfeld und Blask fortzusetzen, als der Krieg seinem Aufstieg Halt gebot. Aber er ist auch heute noch bei den Deutschen Meisterschaften unter den ersten Drei im Diskuswerfen zu finden. Er startet heute für München.

Im Handball hat Siegfried Perrey vom VfL Königsberg heute eine führende Position und bekleidet neben seiner Tätigkeit als Direktor der Sportschule Flensburg-Mürwik den Posten des Spielwarts des Deutschen Handball-Bundes. Mehrfach international in der Ländermannschaft brachte er seine VfL-Mannschaft zu großen Erfolgen, besonders in dem schnellen Hallen-Handball.

Ostpreußen wurde oft genug auch das deutsche Kanada genannt. Das war auf die guten Leistungen im Eishockey zurückzuführen. Und hier spielten die Rastenburger RSVer die führende Rolle. Knapp nur wurden sie in den Endspielen um die Deutsche Meisterschaft von süddeutschen Vereinen, die eine ganz andere Unterstützung fanden, geschlagen. Schibukat vom RSV war in



Ehepaar Blask

der deutschen Olympia-Eishockeymannschaft in Garmisch einer der besten Spieler neben Gustav Jänecke und Rudi Ball. Der VfL Bad Nauheim verdankt seinen Ruf als eine der besten deutschen Eishockeymannschaften den Spielern des Rastenburger SV, die heute noch aktiv sind. Namen wie Unger, Dietbern, Schmolinga, Schibukat haben heute noch Ruf und Klang, und Preußen Krefeld sowie der Krefelder EV holten sich Schibukat und Schmolinga zur Verstärkung aus Nauheim.

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieses Artikels erschöpfend über unsere ostpreußischen Spitzensportler Auskunft geben zu können. Wir werden in unserer nächsten Ausgabe weitere Ausführungen über unsere ostpreußischen Spitzensportler bringen, die heute in der neuen Wahlheimat die Sportvereine mit ihrem Können verstärken. Wir werden auch versuchen, in kurzen Hinweisen Personalien zu bringen, wo unsere bekanntesten ostpreußischen Sportler geblieben sind. **Maximilian Grunwald**
(früher Königsberg Pr., heute Hannover)

Frühling im Memelland

(Schaktarp.)

Nun muß der Winter dem Frühling weichen,
Wie Inseln stehen Gehöft und Haus;
Die Flüsse traten aus ihren Deichen
Weit über Felder und Wiesen aus.

Wo sonst die Wege das Feld durchschneiden,
Wo sonst die Pferde zur Arbeit gehn,
Sind nur die Häupter der alte Weiden
In silberspiegelndem Kleid zu sehn.

Von Birkenkronen die Stare pfeifen,
Die Lerchen jubeln ihr Frühlingslied,
Und Entenflügel die Wasser streifen,
Dem Haff entgegen der Kranich zieht.

Willst mir, mein Mädchen, die Ruder reichen,
Wir werden fahren durch unser Land;
Das Boot soll über die Wasser streichen
Wo einst im Sommer der Roggen stand;

Wo ich das goldene Korn geschnitten,
Das du in Garben zusammennahmst,
Wo ich am Abend zum Fluß geritten,
Da du mir singend entgegenkamst,

Hier unterm Wasser noch schläft die Erde
Doch in der Tiefe schon regt es sich.
Der Frühling will, daß es Sommer werde
Und Brot wird wachsen für dich und mich;

Viele blaue Blumen der Wind wird wiegen
Im Leinenfelde auf unserm Land.
Mein flachsblond Mädchen, schon seh ich fliegen
Das Weberschifflein durch deine Hand.

Ev. Olfers-Batocki

Zur Schändung des Grabes Kants

Zu der Meldung über die Schändung des Grabes Immauel Kants in Königsberg schreibt die Züricher Halbmonatsschrift „Neue Politik": „Das ist auch ein Zeichen der Zeit! Das Grab des größten deutschen und abendländischen Philosophen, der den geistig freien und souveränen Menschen Lehrer war, geschändet von den Söhnen der Steppe . . . Diejenigen, die die Schuld dafür tragen, daß dieses deutsche Ostpreußen und die Stadt Kants den Russen überlassen wurde, werden von der Geschichte Europas nicht mit Lorbeerkränzen bedacht werden — wenn Europa trotz ihrer Politik sich retten kann. Solange das Grab des größten abendländischen Philosophen nicht wieder von einem europäischen Volke geschützt wird, steht Europa in Todesgefahr!"

Unsere Anschrift:
Ostpreußen-Warte,
Elchland-Verlag
Göttingen
(Obere Karspüle 39),
Postschließfach 522.

Wolfgang Greiser:

DER GOTTESVOGEL

Als ich den ersten Pirol sah, war ich ein Junge von elf Jahren. Damals auf einem Gut in Ostpreußen. Als ob ein goldener Federball Flügel bekommen hätte und vom Winde dahergetragen wurde wie ein Hauch, so war der Vogel durch das Licht des demanthellen Sommertages gekommen und hatte sich niedergelassen im Laub einer gewaltigen Linde. Von dort her kam danach ein Ruf, wie ich ihn zuvor noch nie von einem Vogel gehört hatte. Flötend und lang gezogen wie ein Lied. Wie von einem Fagott. Der Ruf hieß „Pirol"!

Was ich damals empfand, gilt bis heute. Ich meine: Wenn doch jeder mit seinem Namen sagen wollte, wer er ist. Zum Vogel sprach ich: „Du tust es, wenngleich du in diesem Lande ein Fremdling bist. Du, den sie anderswo den „Gottesvogel" nennen oder die „Goldamsel", den „Milo". Du heißt „Pirol".

Bis Ausgang August bis du bei uns. Dann zieht es dich nach dem zurück in das du mit deinem gelben Gewand auch ursprünglicher hineingehörst als in den Grau- und Grünmorgen unserer Wälder, breitschwänziger schöner Vogel du. Bist du sehr stolz auf dich? Wer immer in Gold dahergeht, könnte es sein. Dazu die schwarzen Banderolen deiner Flügel, weich und sanft geschwungen wie Seidensamt. Nennt man dich da und dort nicht auch den „Kaiservogel"?

Im Mai freue ich mich auf dein Kommen, und wenn du Abschied nimmst, erfüllt es mich mit Sehnsucht und mit Schmerz. Einmal möchte ich dich in deine ferne Welt begleiten dürfen! Sie liegt in Afrika. Immer in der Sonne. Du kennst nicht des Winters Einsamkeit, nicht ein Erstarren um dich her. Bei dir bleibt das Leben. Du kennst nicht, das Begrabensein im Frost. Zu deinem Kleid paßt keine Kälte, bernsteingefiedert Schwungvoller.

Was sind deine Schwingen breit! Wie sie dich tragen! Wer Schwingen hat, braucht Mut und Hoffnung niemals sinken lassen, gleich, ob es Schwingen des Glaubens sind oder die der Liebe, ob sie dem Leib koordiniert sind oder der Seele. Weißt du, Vogel, was eine Seele ist? Wenn ich dir das doch sagen könnte! Wenn sich einer davonschwingt aus dem Irdischen in das Unirdische, dann hat dieser Jemand eine Seele. Auch wenn er es nicht wahrhaben wollte. Gerade darin besteht das Glück dieser Erde, daß man auf ihr beiträgt, das Strahlende aus dem Sinkenden herauszuheben. Sieh das der Sonne ab!

Und nun nimm deine Schwingen, schöner Vogel du, dazu dein Weib und deine Gefährten, die du hast flügge werden lassen in deinem Nest und strebe dem zu, wozu du geschaffen bist: Heute mir zu sein, was du morgen unter der heißen Sonne des Südens anderen sein wirst: Mittler zum Verständnis einer fernen Welt. Wer das ist wie du, dem gibt der Schöpfer, sichtbar oder unsichtbar, das goldene Kleid.

Domnauer Düttkebrot

In Domnau wurde ein Dieb zum Galgen gebracht und sämtliche Ratsherren begleiteten ihn. Als sie schon der Richtstätte nahe waren, bat der Dieb um die Gnade, sich im nächsten Bäckerladen noch ein Düttchenbrot kaufen zu dürfen. Die guten Domnauer waren darüber ganz gerührt, gewährten die Bitte und der Bürgermeister gab selbst das Düttchen dazu her. Der arme Sünder kaufte nun beim Bäcker am Tor das Düttchenbrot, kehrte jedoch nicht wieder zum Geleit zurück, sondern empfahl sich in anderer Richtung. Höflich rief er jedoch den Wartenden noch zu: „Danke, Domnauer, fert Düttkebrot!"

Wo blieben die Trakehner?

Die Reste der Trakehnerzucht werden gesammelt und erhalten!

Von Dr. Fritz Schilke, Wiemerskamp

Die Trakehner Warmblutzucht in der Provinz Ostpreußen war die größte organisierte Pferdezucht in Deutschland. Die Ostpreußische Stutbuchgesellschaft für Warmblut Trakehner, Abstammung in Königsberg (Pr.), führte rund 25 000 lebende Stuten in ihrem Stutbuch, und mit 14 000 Mitgliedern war sie die größte Züchtervereinigung Deutschlands. Von den Zuchtstuten der Trakehner Rasse sind nur knapp 1000 in die Westzonen gekommen und dort von dem neu gegründeten „Verband der Züchter des Warmblutpferdes Trakehner Abstammung e. V." in Wiemerskamp, Kreis Stormarn erfaßt worden.

Neben den Verlusten an Zuchtmaterial fällt der Ausfall an Nachwuchspferden fast noch mehr ins Gewicht; denn diese sind wahrscheinlich in noch höherem Prozentsatz Opfer des Krieges geworden, weil die Rettung der Stuten sich im Wesentlichen durch das Anspannen der Stuten vor die Treckwagen vollzogen hat.

Vom Hauptgestüt Trakehnen, der berühmtesten deutschen Pferdezuchtstätte, sind nur etwa 20 Mutterstuten erhalten geblieben, während das gesamte andere Material des Gestüts der Sowjetunion in die Hände fiel. Über das Schicksal dieser Pferde weiß man nichts Genaues, und man kann nicht damit rechnen, daß aus diesem züchterisch wertvollsten Material noch etwas Nützliches für die zivilisierte Welt erstehen wird.

Fast ebenso erheblich wie die Verluste an Stuten sind auch die Einbußen an Hengsten. In Ostpreußen deckten in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch 800 bis 900 Beschäler Trakehner Abstammung, die sich zum größten Teil in dem Besitz der Staatlichen Gestütsverwaltung befanden und auf den Landgestüten Georgenburg, Rastenburg und Braunsberg stationiert waren, bis auf die 17 Hauptbeschäler des Gestüts in Trakehnen. Heute stehen noch 65 Hengste für die Trakehner Zucht zur Verfügung. Es handelt sich hierbei meistens um ehemalige Landbeschäler aus Georgenburg.



Trakehner Hengstfohlen im Gestüt Hunnersrück, Kreis Einbeck. Züchter: Richard Ehlert, Harpstedt, Kreis Hoya, früher Preugswalde, Kreis Tilsit-Ragnit
Foto: Dr. Schilke, Wiemerskamp

Aus den Nachzuchtgebieten der Provinzen Westpreußen und dem ehemaligen Warthegau sind die Verluste an Trakehner Pferdematerial im Verhältnis zu den dortigen Beständen noch stärker, und es sind nur vereinzelte Pferde aus diesen Gebieten, die von dem neuen Trakehner Zuchtverband wieder ermittelt werden konnten.

Da die Trecks aus Ostpreußen in der Hauptsache nach Schleswig-Holstein und nach Hannover geleitet wurden, finden wir in diesen beiden Ländern auch den Hauptanteil der Trakehner Pferde. In Schleswig-Holstein werden vom Verband z. Zt. 400 Stuten und 15 Hengste gegenüber 270 Stuten und 20 Hengsten in Niedersachsen geführt. Die Reste verteilen sich auf die übrigen Länder der drei Westzonen. Nordrhein-Westfalen und Hessen sind vornehmlich an der Aufnahme dieses Restes beteiligt.

Zum größten Teil sind die Stuten noch in den Händen der aus dem Osten vertriebenen Züchter. Es haben sich aber auch zahlreiche einheimische Landwirte der Trakehner Warmblutzucht zugewandt und Zuchtstätten gegründet.

Dem Trakehner Züchterverband ist es gelungen, einige Zuchtstätten einzurichten, in welchen mit ausgesuchten guten Stuten der Flüchtlinge und entsprechenden Hengsten planmäßige Zucht und Aufzucht von Trakehner Warmblutpferden betrieben werden kann. Die erste Einrichtung dieser Art wurde mit Genehmigung und weitgehender Unterstützung der Niedersächsischen Landesregierung in dem staatlichen Hengstaufzuchtgestüt Hunnesrück, Kreis Einbeck, getroffen. Dort befinden sich z. Zt. 50 Mutterstuten und 32 Fohlen im Alter von ½ bis 2½ Jahren. An Hengsten stehen dort zur Verfügung: die Füchse „Absalon" v. Poseidon und „Tropenwald" v. Termit, der Braune „Suomar" v. Pythagoras und der Rappe „Hansakapitän" v. Bussard. Die Betreuung des Gestüts liegt in den Händen von Landstallmeister Dr. Ehlert, des letzten Leiters von Trakehnen.

Ein zweites Gestüt wurde in Rantzau, Krs. Plön, auf dem Betrieb des Grafen Baudissin geschaffen. Dort werden 20 Mutterstuten mit entsprechender Nachzucht gehalten. Die Stuten werden auch zu landwirtschaftlichen Arbeiten benutzt. Als Beschäler dient der dunkelbraune Trakehner Hengst „Totilas" v. Pythagoras. Die Leitung des Betriebes Rantzau ruht in den Händen des äußerst tüchtigen Oberinspektors Huguenin, der in Ostpreußen geboren, bis zum Kriege hauptsächlich in Pommern als Güterverwalter tätig war.

Ein weiteres Gestüt hat die Kurhessische Hausstiftung auf ihrem Besitz in Schmoel Kreis Plön, aufgenommmen. Dort stehen gegenwärtig 25 Mutterstuten und 34 Nachzuchten. Auch hier dienen die Stuten zugleich als landwirtschaftliche Arbeitspferde, und sie haben sich trotz der ungewohnten Verhältnisse der holsteinischen Anspannung und Landwirtschaft voll bewährt und im Zweigespann die gleichen Arbeiten verrichtet wie die betriebseigenen Arbeitspferde des Schleswiger Schlages. Für die Bedeckung der Stuten ist der Trakehner Fuchshengst „Absinth" v. Poseidon ausgewählt worden, der sich schon in Ostpreußen als hervorragender Vererber einen guten Namen gemacht hat. Der landwirtschaftliche Betrieb in Schmoel wird von Herrn Graf, einem bewährten pommerschen Landwirt, bestens geführt, während die Aufzucht über die Gestütspferde dem ostpreußischen Züchter Herrn Tummescheit bisher unterstand, der jetzt aber eine selbständige Pachtung übernehmen kann und dort als erster und bisher einziger Heimatvertriebener die Trakehner Warmblutzucht in größerem Umfang wieder aufnehmen wird. Herr Tummescheit ist hierzu in der Lage, da er schon in den letzten Jahren gegen 20 wertvolle Zuchtfohlen Trakehner Abstammung kaufen konnte, die vorläufig auch in Schmoel untergebracht sind.

Durch einen Vertrag mit dem Kurhessischen Pferdestammbuch hat der Trakehner Zuchtverband die Aufzucht von 20 bis 30 Fohlen je Jahrgang in dem Fohlenaufzuchthof Mansbach, Krs. Hünfeld, gesichert. Angeblich befinden sich in Mansbach fünf 2½jährige, 21 1½jährige und 32 ½jährige Fohlen. Der Betrieb in Mansbach einschließlich der Fohlenaufzucht untersteht Herrn Willi Kuhn, der in Ostpreußen als guter Landwirt und erfolgreicher Viehzüchter auf Adl. Queetz, Kreis Heilsberg, bekannt war.

Im Entstehen ist ein kleiner Zuchtbetrieb auf dem Tierzuchtgut Mariensee bei Neustadt a. Rbge. des Max-Planck-Instituts, Leiter Prof. Witt.

Ist es notwendig, die Reste der Trakehner Zucht zu sammeln und zu erhalten?

Diese Frage wurde schon im Jahre 1945 und Anfang 1946 aufgeworfen, bevor man begann, die Arbeit für die Reste der Trakehner Zucht aufzunehmen. Alle Regierungen haben sie bejaht und ihre Unterstützung zugesagt. Man erkannte an, daß es sich bei den letzen Pferden der Trakehner Rasse um ein unwiederbringliches züchterisches Kulturgut handele, auf das auch andere Zuchten schlecht verzichten können.

Die hannoversche Zucht hat regelmäßig einige Hengste der Trakehner Rasse verwandt und tut es auch jetzt; die württembergische Zucht im Hauptgestüt Marbach ist im Wesentlichen aus Ostpreußischer Blutgrundlage entstanden und die Leitung von Marbach hat nun wiederum einen Trakehner Hengst für das dortige Hauptgestüt angefordert. In der jungen Warmblutzucht des Rheinlandes sind in diesem Jahr Hengste Trakehner Abstammung gekört worden. Schon diese Beispiele zeigen, daß man sich gern der Trakehner Rasse zur Blutauffrischung bedient.



Junge Trakehner Hengste

Alle anderen landwirtschaftlichen Tierarten des deutschen Ostens können wiederhergestellt werden, denn ihre Blutstämme sind auch in den ungeschädigten Zuchten westlich der Elbe zu finden. Dieses gilt in gleicher Weise für das schwarzbunte Niederungsrind, für das deutsche Edelschwein und veredelte Landschwein, für die in Ostpreußen gehaltenen Schwarzkopfschafe und die Merino-Fleischschafe und insbesondere auch für das ostpreußische Kaltblutpferd, das ja ein Nachzuchtprodukt der rheinisch-deutschen Kaltblutrasse war.

Die einzige Tierrasse, für die die genannten Bedingungen nicht zutreffen, ist das Trakehner Pferd. Sein Blutquell würde versiegen, wenn es nicht gelänge, die jetzt noch vorhandenen, wenn auch geringen Reste in Reinheit zu erhalten; denn seine Zuchtgrundlagen befanden sich ausschließlich in den deutschen Ostprovinzen. Die Zuchten Mittel- und Westdeutschlands bedienten sich immer wieder in gewissen Zeitabschnitten des Trakehner Hengstes als Zuchtregenerator.

Mengenmäßig ist das gerettete Material viel zu gering, um in der deutschen Wirtschaft gegenwärtig eine Rolle spielen zu können. Bei einem Pferdebestand von rund 1,5 Mill. in den Westzonen fallen 1000 Pferde Trakehner Abstammung nicht ins Gewicht. Die Wirtschaft als Ganzes merkt sie garnicht. Die notwendigerweise immer mehr Raum gewinnende Mechanisierung der Landwirtschaft, vor allen Dingen die Zunahme der Schlepper als Zugkraftquelle wird in erster Linie den schweren und schwersten Pferden Abbruch tun. Man wird immer mehr darauf Bedacht nehmen, nicht nur mit möglichst wenigen Pferden, sondern auch mit leichteren und leichtfutterigen auszukommen.

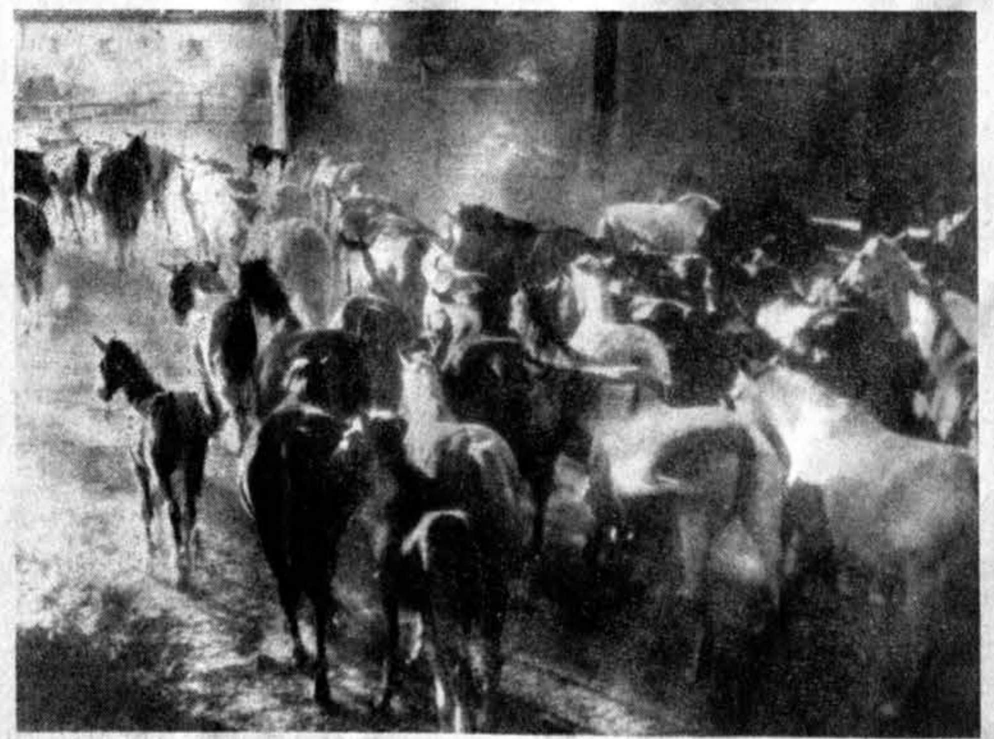
Von dem oft debattierten Kampf Motor gegen Pferd wird die kleine Anzahl der Trakehner Pferde sicherlich am wenigsten berührt, indirekt nur in sofern, als ein allgemein sinkendes Preisniveau auch auf die Preise für die Trakehner Pferde nicht ohne Wirkung bleibt. Augenblicklich ist es aber noch nicht möglich, die Nachfrage nach Pferden Trakehner Abstammung zu befriedigen. Gesucht werden hauptsächlich 4—6jährige Pferde, deren Altersklassen fast vollständig fehlen; denn nach der Kapitulation konnten erst im Jahre 1949 die ersten Stutenbedeckungen stattfinden. Die hieraus resultierenden Fohlen 1947 geboren, werden im nächsten Jahr 3jährig, also marktreif. Aber auch der Geburtsjahrgang 1947 ist zahlenmäßig recht schwach, und man wird erst 1951 ein etwas größeres Angebot an 3jährigen Trakehner Pferden zur Verfügung haben.

Die bestehende Nachfrage ist aber neben allen anderen Gründen Beweis genug für die Notwendigkeit, dieses einzige und einmalige Kulturgut der Landwirtschaft des deutschen Ostens vor dem völligen und endgültigen Untergang zu bewahren.

Lied der Heimat

Wo dunkel rauscht der weiten Wälder Grün
Und Roggenfelder wogten weich im Sommerwind,
Wo durch den Frühlingshimmel wilde Schwäne zieh'n
Und von der weißen Düne sacht das Sandkorn rinnt,
Wo, wie die Augen Gottes glänzen Haff und See,
Wenn, wie aus Feuersgluten steigt der Ball der Sonne;
Und durch die Fluren zieht der Duft von weißem Klee
Der unserer Erde Atem füllt mit heißer Wonne —
Wo Veilchen blühten blau in allen Gärten
Und Bienen summten — weich wie ferne Glocken,
Die wir am Sonntag aus dem Kirchdorf hörten —
Herniederschwebend wie die weißen Flocken
Die winters, Sternentalern gleich, die Heimaterde deckten;
Nachdem der Hirsche Schrei in dunkler Herbstnacht
Den Schlaf der schwachen Kreaturen schreckten,
Und heiß erschauernd rings der stille Wald erwacht.
Wo zwischen Kieselsteinen und weißen Muscheln
Nach wilden Stürmen wirft der Welle Wucht
Bis oben an den Fuß der Fichtenkuscheln
Den Bernstein in das Rund der weißen Bucht —
Dort sang die Heimat einst uns ihre Lieder,
Die Melodie durchklang das Leben und die Zeit,
Bis jäh der Schicksalskette starke Glieder
Zersprangen und zerbrachen durch das Leid!

Lena Wegener (früher Königsberg, jetzt Frankfurt-Höchst)



Heimkehrende Stutenherde in Trakehnen

Allen Freunden und Bekannten geben wir nachträglich zur Kenntnis, daß mein innigstgeliebter, stets treusorgender Mann, mein herzensguter Vater, Schwiegervater und Großvater, Schwager u. Onkel, der

Obertelegr.-Inspektor

Major Edgar Heeder

aus Königsberg/Pr., zuletzt Allenstein, Ostpr., Finkenstraße 23

infolge Herzschlag am 6. 1. 48 in russ. Gefangenschaft verstorben ist.

Mein ältester Schwager

Redakteur

Major Arthur Heeder

aus Königsberg/Pr., Scharnhorststraße 12,

ist im Juni 45 an Typhus dortselbst verstorben. Über das Schicksal seiner Ehefrau Frieda, geb. Bergmann, haben wir nichts erfahren können.

Mein zweiter Schwager

Postamtmann

Major Erwin Heeder

aus Königsberg/Pr., zuletzt Leiter des Postamtes Verden/Aller

erlag am 8. 5. 48 einem Schlaganfall. Ihn hatte es zu schwer getroffen, daß ihn seine beiden Brüder verlassen hatten. Wer diese edlen Menschen kannte, weiß, was wir mit ihnen verloren haben.

Tiefbetrauert von ihrer betagten Mutter
Frau Clara Heeder, geb. Mehl (23) Verden/Aller — Postamt.
Frau Melita Heeder, geb. Jaeckel, (20b) Vorsfelde, Klingemannstraße 3, I.
Frau Ruthwilja Döring, geb. Heeder,
Siegfried Döring, **Hamburg**, Friedrichstr. 11,
Stefan Döring
Frau Friedel Heeder, geb. Hofer, (23) Diepholz.

Allen Freunden und Bekannten geben wir nachträglich zur Kenntnis, daß unser lieber Sohn, Bruder, Schwager und Onkel

Arno Nadolny

Oberleutnant in einer Sturmgeschütz-Abteilung

(vermißt in Stalingrad) seit Mai 1943 in Jelabuga ruht.
Im Namen aller Angehörigen:
Gustav Nadolny und Frau geb. Hakelberg.
(24) Warnau b. Preetz i. Holst., früher Lyck, Morgenstraße 11.

Nach 5 Jahren Ungewißheit erhielt ich die Nachricht, daß mein Mann

Johannes Glaesmann

Reg.-Dir. am Gauarbeitsamt Königsberg-Pr.

bei dem Russeneinfall in Kgb. am 8. April 1945 verwundet in einem Bunker liegen blieb und ohne Hilfe und Pflege dort starb, um nach Wochen von deutschen Frauen in einem Massengrab beerdigt zu werden.

Er war das Beste in meinem Leben!

Hannelotte Glaesmann geb. Rothe,
und unsere 3 Söhne
Hans-Jürgen, Manfred, Rüdiger,
Paul Glaesmann
Elisabeth Glaesmann als Eltern
Otto Glaesmann
Ruth Glaesmann geb. Florian
Ursula Marten, geb. Glaesmann
Ilse Rothe
Georg Rothe
Obermarschacht 45, Kr. Lüneburg,
früh. Königsberg-Pr., Scharnhorststraße 1.

Am 10. Dezember entschlief nach kurzer, schwerer Krankheit, fern ihrem geliebten Königsberg, meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter u. Tante

Frau

Anna Soecknick

geb. Lettau

im 81. Lebensjahre.

Im Namen aller Angehörigen:
Gustav Soecknick staatl. Hegemeister i. R.
Silberborn, Kr. Northeim
1906—1938 Forsthaus Klegels,
1938—1945 Königsberg, Wallenrodtstr. 13, I.

Am 3. Februar erhielt ich die traurige Gewißheit, daß mein geliebter Mann, der beste und liebevollste Vater unserer Kinder

Oberst der Luftwaffe a. D.

Heinrich Dembowski

am 18. Mai 1947 nach 13monatelanger Haft in einem Gefängnis der GPU gestorben ist.

Ilse Dembowski geb. **Bode** mit **Barbara, Veronika, Jürgen** und **Viktoria**.
Königsberg/Neukuhren,
Frankfurt/Main, **Wiesenau 6**.

Am 8. 1. 1950 entschlief nach langem, tapfer ertragenem Leiden, fern seiner ostpreußischen und schlesischen Heimat, mein geliebter, treusorgender Lebenskamerad, unser unvergeßlicher, lieber Vater, Schwiegervater, Großvater u. Schwager

Walter Koch

Oberstltn. a. D.
„Gen.-Feldm. v. Hindenburg"

im 74. Lebensjahre.

In tiefer, stiller Trauer:
Maria Koch geb. Krause (16) Kirtorf/Oberhessen, Forstamt
Horst-Adalbert Koch, Oberfeldm. u. Obltn. a. D., Abt.Ltr. i. e. techn. Betr., u. Frau Liesel geb. Adam, (16) Butzbach / Oberhessen, Taunustraße 46.
Marja-Ilse Koch geb. Koch
Otto Krause, Oberst a. D., u. Frau Gertrud geb. Frisch, Krefeld.
und 6 Enkelkinder.
früher Elbing und Marienburg (Westpreußen).

Fern von seiner geliebten Heimat entschlief heute nach kurzem Krankenlager, fast 90 Jahre alt, unser hochverehrter, heißgeliebter, gütiger Vater, Schwiegervater und Großvater, unser lieber Schwager, Onkel und Großonkel, der

Rittergutsbesitzer

Ernst Balduhn

Rodmannshöfen (Ostpreußen)

In tiefer Trauer im Namen aller Angehörigen
Doris Frentzel-Beyme geb. Balduhn.
Wiescherhöfen b. Hamm/Westf., am 10. Januar 1950.

Nach langer Ungewißheit erhielten wir jetzt die Nachricht, daß mein lieber Vater und Schwiegervater, mein treuer Bruder und Schwager

Oberförster i. R.

Bruno Bauszus

geb. am 2. 6. 1870
zuletzt Königsberg

bereits im April 1945 seinem schweren Leiden erlegen ist.

Ein Leben unermüdlicher Fürsorge für die Seinen und einst rastlosen Schaffens voller Tatkraft und Hilfsbereitschaft fand ein tragisches Ende in Einsamkeit und Elend im russ. Lager in Rothenstein.

In stillem, dankbarem Gedenken an seine Liebe:
Charlotte Kowalewski geb. Bauszus,
Gerhard Kowalewski,
Alfred Bauszus, Bettem über Hildesheim.
(16) Jesberg, Bez. Kassel.

Nach langer Ungewißheit erhielt ich die Nachricht, daß mein lieber Mann, mein nimmermüder, treusorgender Vater

Fritz Stoelger

prakt. Tierarzt in Labiau (Ostpr.)

in treuester Pflichterfüllung am 15. Februar 1945 von den Russen erschossen wurde und in der geliebten Heimaterde sein Grab fand.

Meine gütige Mutter

Frau

Martha Reimer

starb allein und verlassen am 15. September 1945 in Neustrelitz, in Sorge um ihre Lieben.

Um ein stilles Gedenken bitten
Gertrud Stoelger geb. Reimer, Marl, Bruchstraße 6 (Westf.).
Fritz Stoelger als Vater,
Klaus Stoelger, Bauingenieur, als Sohn.

Wir haben den Bund für das Leben geschlossen:

HORST SCHLICKER
Landwirt
LIESELOTTE SCHLICKER
geb. Buttkereit
fr. Neuengrund u. Ruß/Ostpr.

Dipl.-Ing.
ROLF HUDEMANN
Regierungsbaumeister
ELFE HUDEMANN
verw. Gonscherowski
geb. Schlicker
Ulm, früher Neuengrund/Ostpr.

Ihre Verlobung geben bekannt
HELGA SCHLICKER / HEINZ KLISCHEWSKI
früher Neuengrund/Ostpr. und Johannisburg/Ostpr.
Gieboldehausen, Kreis Duderstadt

SUCHANZEIGEN

Achtung, Stalingradkämpfer! Wer kennt den Gefr. **Heinz Müller**, geb. 11. 1. 1922 in Tilsit (Ostpr.), **Feldp.-Nr. 16 502 ?** Nachricht erbittet die Mutter Frau Elisabeth Müller, Aurich (Ostfriesld.), Graf-Enno-Straße 13.

Braemer, Wilhelm, aus Großkummen, Kr. Tilsit-Ragnit-Ostpr., von Gertrud Leidig, (23) Nenndorf über Norden/Ostfriesland.

Schmisas, Helene, aus Königsberg, von Anna Pohling, St. Annen (24b) Lunden (Schleswig-Holstein).

Zimmermann, Gisela, aus Königsberg in Ostpr., Kreuzstr. 35/36, von Fritz Morr, (20a) Aligse über Lehrte, Haus 118.

Knorr, Marta, aus Osterode/Ostpr., von Paul Biendara, (23) Wesenstedt, Post Ehrenburg.

Isbrecht, Siegmar, Fahnenj.-Uffz., Aufkl.-Ers.-Abt. 1, Stammschwadr., in Marienwerder/Wpr., letzte Nachr. 16. 1. 45, von Albert Giesbrecht, (23) Esenshamm i. O., üb. Nordenham.

Setzke, Kurt, aus Meiserfelde, Kr. Bartenstein/Ostpr., von Frau Frieda Schramm, Ahrensburg bei Hamburg, Blücherallee 14.

Bildhauer, Friedrich, aus Gumbinnen (Ostpr.), Moltkestr. 8, von Frieda Bethke, (23) Hesel, Kr. Leer (Ostfriesland).

Hoeldtke, Trude, geb. Eichlohn, und Tochter Sigrid Hoeldtke aus Ossaquell, Post Grünheide, Kr. Insterburg (Ostpr.), v. Paul Muhme, Bülkau 210, Kreis Land Hadeln.

Kowalewski, August, aus Darkehmen (Ostpr.), Insterburg. Str. 88, auf der Flucht am 27. 1. 1945 im Altersheim Güttland Danzig-Land, untergebracht, von Minna Kowalewski, Bad Schwartau-Rensefeld, Mühlenstraße 31.

Kozian, Gustav, geb. 1891, aus Johannisburg (Ostpr.), 1946 Int.-Lager Preuß.-Eylau, von Gertrud Tegethoff, (23) Wilhelmhaven, Gökerstraße 109.

Thews, Erna, aus Wiesengut, Kr. Osterode (Ostpr.), v. Georg Thews, Barrien (Bez. Bremen).

Schulz, Ludwig, Schwansee, Kr. Lötzen (Ostpr.), v. Eduard Schulz, Ohlenstedt, Kr. Osterholz-Scharmbeck b. Bremen.

Kather, Wilhelm, aus Schaaksvitte, Kr. Samland/Ostpr., von Erich Kather, (24b) Oehe, Kr. Flensburg/Schlesw.-Holst.

Kelch, Fritz, Königsberg-Unterhaberberg, von Gertrud Stern, (24b) Nutteln üb. Wilsten/Holst.

Frost, Bruno, Kreis Ebenrode (Ostpr.), der meinen Sohn Reinhold in russ. Gef. gesprochen hat, von Otto Kraemer, (23) Ritterhude bei Bremen, Siedlerstr. 213.

Schott, Emil, geb. 1921, Wiedrinnen, Kr. Kastenburg (Ostpr.), von Wilh. Bruns, Brinkum-Hörden 87, Bez. Bremen.

Rußlandheimkehrer! Wer kann mir Auskunft geben über meinen Mann **Uffz. Fritz Alexy, geb. 7. 1. 1914** in Treuburg (Ostpr.), **Feldp.-Nr. 59 995 B**, vermißt seit März 1944 südöstlich des Ingulez. Um Nachricht bittet Erna Alexy, geb. Erdmann, (24b) Engerheide, Post Stecksand.

Wenzel, Ernst, Rothof b. Marienburg, Kr. Stuhm, von Anneliese Tetzlaff, (20b) Immenrode Nr. 62, Kreis Goslar (Harz).

Koch, Willi, aus Eichendorf, Kr. Johannisburg (Ostpr.), von Marie Koch, geb Brzczinski, Eichendorf, jetzt (21b) Sümmern 135, Kr. Iserlohn über Schwerte/Ruhr.

Schmidt, Martin, und **Marie**, geb. Mattschull, Königsberg/Pr., Kohlhof, von Hermann Mattschull, (23) Aurich (Ostfriesland), Breiter Weg 37.

Kajewski, Wilhelm, aus Heinrichsdorf, Kr. Mohrungen, Volkssturmmann bei Angerburg, zuletzt bei Königsberg, von Minna Bekker, (23) Oldendorp, Kreis Leer, Ostfriesland.

Neumann, Minna, aus Kegels b. Glommen, Kr. Pr.-Eylau (Ostpr.), von Auguste Lankowski aus Labiau (Ostpr.), jetzt Förste üb. Herzberg a. Harz, Winkel 107.

Sempf, Rudi, geb. 31. 7. 28, aus Königsberg/Pr., Schreberstr. 18, zuletzt im russ. Kriegsgefang.-Lager Pr.-Eylau (Ostpr.) im Jahre 1945, von Fritz Ludigkeit, (24b) Kiel, Eckernförder Allee 41, IV.

Falk, Horst, aus Adlersdorf, Kr. Lötzen (Ostpr.), von Gustav Falk, (20b) Düna Nr. 16 üb. Herzberg (Harz).

Suchanzeigen kostenlos

Von allen Beziehern der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen sind, nehmen wir Suchanzeigen kostenlos auf. Wir wollen damit in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Wir bitten alle unsere Leser, die Suchanzeigen besonders aufmerksam zu lesen und etwaige Nachrichten unverzüglich an die Suchenden mitzuteilen. Suchanzeigen bitten wir an die Anzeigenabteilung der Ostpreußen-Warte, Göttingen, Postschließfach 522, zu senden.

Elchland-Verlag

Gesucht wird **Dora Rarbaum aus Glottau, Kreis Heilsberg, Ostpr.**, geb. am 8. Juni 1929. Verschleppt im Februar 1945 nach Rußland. Tochter des verstorbenen Bauern Otto Rarbaum. Nachricht erbittet Alfons Sandmann, (23) Rahlosen üb. Twistringen, Bez. Bremen.

Marunski, Alfons und **Maria, aus** Heilsberg (Ostpr.), Bergstr. 11, von Hans Gonschor, (24a) Raisdorf/Holstein.

Matzdorf, Karl, aus Tilsit, Saarstraße, von Herbert Bublies, (13b) Wallach Nr. 20, Kreis Schrobenhausen.

Meiske, Elisabeth, aus Königsberg/Pr., Steffekstr. 30, von Margarete Grossmann, **Gauensiek 4**, Kreis Stade.

Schillis, Anna, geb. Gröning, Königsberg/Pr., Hagenstraße 75, von Heinz Schillis, (20b) Braunschweig, Rosenstraße 18, III.

Romahn, Erich, a. Rössel (Ostpr.), Mühlenstr. 16, von Anna Friedrich, (24) Josenburg bei Brunsbüttelkoog/Holstein.

Zimmermann, Anna, aus Salzburgerhütte (Ostpr.), von Helene Groeneveld, (23) Heisfelde (Ostfriesland), Dorfstraße 18.

Grolla, Hermann und Erwin, aus Paulsgut bei Hohenstein (Ostpr.), von Russen verschleppt auf der Flucht in Ostpreußen, von Adolf Grolla, Wenden 92, Kreis Braunschweig-Land.

Manglus, Lina, geb. Just, aus Marienburg (Westpr.), Werkplatz 6, von Friedrich Just, (24b) Heide (Holstein), Landweg 65.

Schaff, Berthold, aus Canditten (Ostpr.), Jan. 1945 Gefr. in der 1. Kop. I.-R. 913, Kr. Ebenrodt, von Carl Schaff, (24b) Gaushorn über Heide (Holstein).

Gehrmann, Anton, Elbing (Wpr.), Sternstr. 5, v. Richard Swaczyna, Zimmerhof bei Rappenau (Baden).

Gesucht w. Familie **Carl Plätzer** aus Lötzen (Ostpr.), von Karl Simanzik, früh. Muntan, Kr. Sensburg, jetzt wohnhaft in Hesterberg üb. Sulingen, Kr. Nienburg.

Gaebler, Kurt, Rev.,Oberwachtmeister, a. Königsberg/Pr-Ponarth, Brandenburger Str. 33, von Johann Klissek, (20b) Dassel am Solling, Hermannstraße 354.

Felgendreher, Fritz, aus Königsberg/Pr., Ponarther Bergstr. 7, von Ernst Pilquett, (23) Marl 5 b. Lemförde, Kr. Diepholz.

Bleckert, Alexander, aus Stuhm (Westpr.), von Charlotte Bleckert, (20b) Dorste b. Northeim Nr. 113.

Wer kann Auskunft geben über **Otto Kebbe**, geb. 22. 4. 93, aus Gr.-Brodsende, Kr. Stuhm (Westpr.). Letzte Anschrift: Hindenburgkaserne in Graudenz (Westpr.) Er ist wohl auf Hela gefangengenommen. 1946 in einem Lazarett bei Leningrad gewesen. Um Nachricht bittet Emma Kebbe, in Stelle, Kreis Harburg, Harburger Str. 78.

Wicht, Ludwig, Schumachermstr., aus Tilsit Ostpr., Packhofstr. 15, von Kaufmann Hans Wicht, (20a) Bekum Nr. 8, Kreis Peine.

Ruch, Johann, aus Königsberg (Ostpr.), Rudauerweg 26, von Johanna Senkowski, geb Ruch, Alt-Wartenburg, z. Zt. Soysmot, Kr. Peine.

Zander, Lisbeth, aus Königsberg-Metgethen, Hindenburgweg 67, von Fritz Zander, (24) Boostedt über Neumünster in Holstein.

Moser, Emil, Auengrund, Kreis Schloßberg (Ostpr.), Wachtmstr. b. Nachr.-Abt., Feldp.-Nr. 13 463 Rußl., von August Moser, (24) Steinau bei Otterndorf (Hannover).

Kundt, Heini, geb. 13. 2. 1915, aus Koddien, Kr. Wehlau, letzte Nachricht 17. 1. 1945, Arys, Truppenübungsplatz, Ostpr., von Albert Kundt, Dorfhagen 17, Kr. Wesermünde.

Schiemann, Martha, geb. Torach, und Tochter **Helene Priedigkeit**, geb. Schiemann, aus Großgarten, Kr. Angerburg (Ostpr.), von Antonie Weiß, geb. Burnau, Braunschweig-Melverode, In den langen Äckern 54.

Verwandte u. Bekannte aus Marienwerder (Westpr.) sucht **Horst Mertins**, (16) Blessenbach b. Weilburg/Lahn.

Winkler, Hennry, aus Königsberg (Pr.),-Ponarth, Erlenweg 11, von Alfred Schulz, (14b) Tübingen-Derendingen, Derendinger Str., 70.

Damerau, Max, a. Tapiau (Ostpr.) Volkssturm, **Damerau, Ernst**, aus Moterau (Ostpr.), Volkssturm, **Vana, Heinz**, aus Tapiau (Ostenburg), Ostpr., Feldpost-Nr. 25 948, von Bruno Damerau, (14a) Bolheim, Kr. Heidenheim (Wttbg.).

Drescher, Klara, geb. Windszus, aus Königsberg/Pr., Kaplanstr. 10, mit Töchtern Elfriede, Szuszies, Lanie Drescher, Ilse Heinrich und Gertrud Klein von Elise Windszus, (24b) Linden üb. Heide in Holstein.

Szomm, Elisabeth, aus Königsberg/Pr., Pionierstr. 3, von Friedrich Szomm, (21a) Herford/Westf., Engerstraße 9b.

Suhr, Alfred, Oskar, Artur, Konrad, Königsberg/Pr., von Gertrud Balzer, Königsberg/Pr., jetzt Lautenthal (Oberhz.), Am Bahnhof 249.

Peschol1, Albert, aus **Sarkau** (Ostpr.), 4/23 Schiffsstammabt., 4. Komp., Dt.,-Krone, in Posen (Lazarett) in Gefangenschaft geraten, von Johanna Pescholl, (24b) Sierksdorf, Post Haffkrug.

Vergessen Sie bitte nicht, den Bestellschein abzuschicken!

Unsere jagdliche Seite:

Die Besten sind mir geblieben

Eine jagdliche Plauderei von W. von Sanden-Guja

Als meine Frau und ich nach dem langen Fluchtweg aus dem östlichen Ostpreußen dort angelangt waren, wo wir zu bleiben gedachten, fand ich in einem vorausgesandten Paket das nicht starke, aber abnorme Gehörn eines Bockes, den mein Vater am 12. August 1897 in unserm Walde geschossen hatte. Eine Stange war ganz verkümmert, die andere wie ein Haken nach unten gewachsen. Vor Jahren hatte ich es mir von seinen Gehörnen geholt und an der Wand meiner Stube die Pulverwage daran gehängt. Nun hielt ich es meiner Frau hin: „Das ist alles, was sich von unserm jahrhundertealten geliebten Jagdrevier, von unserm Wald, unsern Feldern und den Tieren erhalten hat", — und dann kam noch mehr dazu. —

In einem alten Faß aus einem ausgehöhlten Baumstamm unseres Waldes, der in vergangenen Zeiten meiner Mutter den Zuckervorrat ihres Haushaltes barg und an dem ich von Kindheit an besonders hing, weil meine früheste Erinnerung sich mit seinem süßen Inhalt verband, hatte ich zwischen weiche Kissen meine drei besten Böcke eingepackt und mit einer günstigen Gelegenheit achtzig Kilometer westlich Berlin geschickt.

Ich hatte sie erbeutet wie hunderte anderer Jäger ihre Besten auch; bei keinem dasselbe, bei jedem anders und doch immer unter dem gleichen Zauber jagdlichen Erlebens, unvergeßlicher Stimmungen der Heimatnatur.

Der erste, der ungerade Achter, stand abends an der krausen Weißbuche vor dem dunkeln Waldinnern eines alten Fichtenbestandes, das hohe, weit ausgelegte und lang vereckte Gehörn mit den weißen Enden im vollen Licht der untergehenden Sonne. Ich kannte ihn nicht. Keiner hatte ihn je gesehen. Der 30. September 1906 wurde ein großer Tag, als ich ihn am Abend nach Hause brachte. Die guten Stangen waren dicht vor dem Abwerfen, die Rosenstöcke schon eingeschnürt. Gewicht ohne Aufbruch 56 Pfund, rechte Stange 26 cm, linke 25 cm hoch.

Dem zweiten begegnete ich am frühen Nachmittag mitten in unserm Walde in einem dichten Bestand alter Eschen und Fichten. Das bis oben dunkle Gehörn prahlte gar nicht und ließ mich staunend vor dem verendeten Bock in die Knie gehen, als ich nach dem Schuß vor ihm stand. Gewicht ohne Aufbruch 58 Pfund, Stangenhöhe stark 22 cm.

Und der Dritte ist nicht einmal von mir gestreckt und doch ist er der Meine. — Er fiel inmitten unseres Waldes im Hochzeitsjahr meiner Eltern, und der ihn streckte, war einer der ältesten und treuesten Beamten unserer Familie. Er war es auch, der mir die allerersten Begriffe vom Wesen und Weben da draußen beibrachte. — Gewicht des Bockes ohne Aufbruch 56 Pfund, rechte Stange 23 cm, linke 22 cm hoch.

So ist vom Leben dieser Böcke wenig zu sagen, mehr aber von dem, was heute um ihre Kronen schwebt. Vieles davon ist für andere zu lang und bleibt unausgesprochen. Manches mag gleiche Saiten zum Schwingen bringen bei jener großen Zahl von Jägern, die mit der Heimat alles verloren, auch ihre Besten, und weil auch für sie die jagdlichen Pfade der Erinnerung das einzige sind, was wir, ohne bitten zu müssen, betreten dürfen. — Zu den drei Gehörnen gehört noch ein Ölbild von dem See meiner Heimat. Wir schnitten es aus dem Rahmen, als wir im letzten Augenblick aus unserm Hause gingen, und rollten es um unsern Wanderstab. Mit den dreien hatte es zu Hause an der Wand gehangen. Die Landschaft, die es wiedergab, war auch die Landschaft der Böcke gewesen.

Über dem Lager in meiner Flüchtlingsstube hängen meine drei an der Wand. Seit sie da sind, ist der Raum zur Stube geworden. Das Stolze der Gehörne hat das Flüchtlingsmilieu vertrieben. Immer und immer wieder sehe ich zu ihnen auf, ob das Mondlicht durch die Scheiben fällt, die Morgendämmerung die weißen Enden sichtbar macht oder die Sonnenstrahlen am Nachmittag über ihre Wand gleiten. Sie führen mich in die Vergangenheit. Behutsam folge ich den heimlichen Pirschsteigen, von denen aus sich viel Versunkenes entschleiert in dem großen unsichtbaren Revier. „Es war einmal."

Der Achter war zur Strecke. Herbstferien zu Hause vor 44 Jahren von den oberen Klassen des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar. — Wie waren Entenzug, die ersten Hasen Anfang Oktober, eine Herbstschnepfe im Treiben unter goldgefärbten Weißbuchen, auch wenn man nichts schoß, ungetrübte Freuden durch das Bewußtsein, am Abend „das" Gehörn neben dem Bett zu finden, so gestellt, daß ein Druck auf den Lampenknopf die große Kostbarkeit in strahlendes Licht rückte. — Dann die Rückfahrt nach Weimar. In einem der alten, guten, nie überfüllten D-Züge hatte ich einen Fensterplatz und mir gegenüber den andern mein Achter. In Dirschau stiegen vier Offiziere der schwarzen Husaren aus Danzig-Langfuhr in mein Abteil. Der älteste, ein Rittmeister, ging zum Fensterplatz, sah das Gehörn mit den weißen Spitzen auf dem dunklen Plüsch, stutzte einen Augenblick, machte dem Bock eine Ehrenbezeugung, wandte sich an seine Kameraden und sagte: „Seht Euch den Bock an! Der verdient den besten Platz." Er duldete nicht, daß ich das Gehörn fortnahm. Später ging er von Hand zu Hand und wieder zurück auf seinen Platz bis Berlin.

Mobilmachung 1914! Man folgte seinem Gestellungsbefehl. Alles andere war Nebensache. Das Vaterland rief. Es war noch die alte Zeit. — Tannenberg. — Die Verfolgung an den masurischen Seen! — Quartier im eigenen verwüsteten Zuhause. Ich stehe unter unsern letzten verschont gebliebenen Bäumen und sehe über Astverhaue aus den gefällten Riesen unseres Gartens zum See mit der Runden Insel. Hinter mir das Haus mit klaffenden Granatbreschen, geplündert, verwüstet. — Da tritt unser alter Kämmerer zu mir heran, deutet auf einen der letzten Apfelbäume und sagt: „Unter ihm liegen Büchse, Gewehr und der starke Bock. Sie haben nichts gefunden." —



Der Älteste und der Dunkle

Sämtliche Fotos: W. v. Sanden-Guja

Wenn mich der zweite, der dunkle Bock, manchmal besonders anspricht, dann steige ich auf mein Rad und hole aus dem fernen Walde Tannenäste, stelle sie auf und das Gehörn hinein. Es ist merkwürdig, wie die Heimlichkeit, die dieser Bock hatte, dann wieder augenscheinlich wird. Seine Gänge und Wechsel tauchen vor mir auf. Immer paßte ich vergeblich dort. Dabei waren sie einfach und von geringer Ausdehnung. Sie bewegten sich nur zwischen zwei Laubholzbrüchen, einem sie trennenden, geschlossenen Fichtenbestand und dem Röhricht eines zum Moor gewordenen Sees. Daß der Bock den nahen Rotkleeschlag in völliger Dunkelheit aufsuchte, wußte ich von meinen vergeblichen Ansitzen und seinen Fährten am nächsten Morgen.

Das Tannengrün steht dem Gehörn so gut. Es war kein Unrecht, dass ich den Bock damals schoß. Heute wäre er längst tot, die starken Stangen vermodert. So aber wird er immer noch lebendig in meinem Herzen. — Ob nicht gute Gedanken der Lebenden den scheinbar Toten wohl tun? — Heute zwar, wenn ich wieder in die Heimat käme und fände dort noch einen solchen Bock am Leben, ich würde ihn bestimmt nicht schießen. Über ihn würde ich denken wie über mich:

Versäume keine Minute, erlebe jeden Sonnenaufgang, sieh jedes Abendwerden und all die tausend Schönheiten der Heimatnatur. Was haben wir alles nachzuholen aus den langen Jahren der Angst, der Ruhelosigkeit, des Verfolgtwerdens, der Verbannung! —

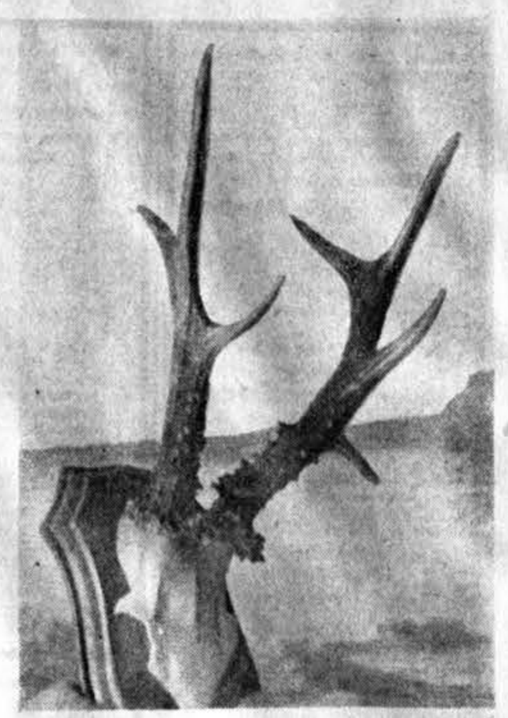
Und der dritte, der vor 63 Jahren Ende Mai auf unsern Fluren gestreckt wurde? Nicht von mir! Was schwebt und webt um diesen Starken? Für mich vielleicht das Wertvollste! — Mein Vater hatte mir die erste Flinte geschenkt. Ich war vierzehn Jahre. Ich hatte mit ihm auf ein Blatt Papier geschossen, allein ein paar Krähen und mit ihm die ersten Hasen. Am Nachmittag ging er mit mir die breite Treppe hinauf in die Halle mit den vielen Gehörnen zu dem starken Bock. Ich sehe seine Hand, wie sie ihn von der Wand nahm und an den großen Bogenfenstern in die Abendsonne hielt. „Das ist der beste Bock aus unserem Revier, der beste seit Großvaters Zeiten. Ein Reh kannst du noch nicht schießen. Ihm gehört die Kugel, nicht Schrot. Wenn Du aber Deine Flinte drei Jahre gut geführt, gebe ich Dir den ersten Bock frei für Deine Büchse, die Du von mir bekommen wirst. Ich habe Dich nun mit Tesching und Flinte gesehen. Ich glaube, Du wirst es wert sein, auf eigenem Land, im eigenen Revier, über dem Leben und Gedeihen der freien Tiere zu wachen und sie als Gottes Geschöpfe zu behandeln." —

Und dann im selben Raum noch durch viele Jahre; Kerzenschein über der Hufeisentafel, blinkende Gläser und Tannengrün auf weißem Leinen bei uns gewachsen. Die Blicke meiner Mutter über der festlichen Jagdtafel und ihre lieben, das Letzte ordnenden Hände, wenn sie noch einmal mit mir um den Tisch ging. „Es fehlt eigentlich noch etwas", sagte sie. „Der starke Bock vom alten Herrn Schmidtke. Am liebsten stellte ich ihn vor Vaters Platz. Es ist sein Stolz, daß er auf unserer Heimaterde wuchs. Aber wir wollen es lassen. Vater tritt nicht gern hervor. Wir hängen ihn heute abend an die Wand in den hellsten Kerzenschein. An ihm treffen sich nachher im Stimmengewirr unsere Blicke und wir Drei trinken im gleichen Verstehen ein stilles Glas auf unsern Wald." — — —

Vernichtung der Johannisburger Heide

Die wundervollen Waldbestände der am Rande der Masurischen Seen gelegenen Johannisburger Heide sind weitgehend durch die Nonne vernichtet worden, berichtete die Warschauer Zeitung „Rzeczpospolita". Dabei handelte es sich hier um Wälder, in denen während des Krieges kaum Holz eingeschlagen wurde, da sich hier das „Führerhauptquartier" befand. Es wurden nur einige Bäume zu Bunkerbauten benutzt, einige andere fielen durch Bomben und Artilleriegeschosse, sonst war die Johannisburger Heide 1945 unversehrt. Leider habe sich nach 1945 niemand um diese reichen Wälder gekümmert. Eine rationelle Forstwirtschaft, systematische Einschläge, Regelung des Zuwachses und Schädlingsbekämpfung-Aktionen fanden nicht statt. So kam es zu einer riesigen Vermehrung der Nonne, die schließlich den gesamten Wald wie eine verheerende Krankheit überfiel. Ganze Waldflächen sehen aus, als wenn eine Feuersbrunst hindurchgegangen sei. Auf den noch lebenden Bäumen ist die Schicht der Raupen so dicht, daß sie eine bewegliche Rinde bilden.

Von polnischer Seite beschränkte man sich darauf, an den Baumstümpfen einige Nistkästen für Höhlenbrüter aufzuhängen. Aber die Vögel haben sich aus der Wüstenei entfernt. „Vielleicht sind sie der eintönigen Kost überdrüssig geworden", meint das Blatt dazu. So bestehe nunmehr die Gefahr, daß die Seuche auf die Bialowiczer Heide übergreife, wenn nicht endlich eine radikale Aktion vorgenommen werde.



Der Achter

Der Einsame *von Fritz Kudnig*

Mit bleichem Antlitz ließ sich der Einsame, der vor der Grausamkeit der Menschen geflohen war, auf einer der hohen Wanderdünen nieder; dort, wo der sturmzerissene Kiefernwald sie säumte. Mit düsterem Blick starrte er auf das drunten wogende Meer hinaus. In weißem Gischte brachen sich die stürmenden Wogen am Strande, rauschten kraftlos ins Meer zurück, rannten tausendmal von neuem gegen die Küste an und mußten, immer wieder hilflos in sich zusammensinkend, rückwärts in die brandenden Fluten zurückweichen.

„Sinnloser Kampf!", quälte es in des Einsamen Hirn. „Sinnlos und wahnwitzig wie das ganze Leben!"

Mit schmerzverdunkelten Augen blickte er um sich.

Da fiel sein verzweifelter Blick mit einem Male auf ein unscheinbares Nehrungsblümlein, das dicht vor seinen Füßen im Sande stand. Es war ein ganz unwahrscheinlich winziges Ding, dies Blümlein. Die Blüte war nicht viel größer als ein Stecknadelkopf; und doch leuchtete sie in der Sonne zu ihm herauf.

Der Einsame neigte sich unwillkürlich zu ihr herunter, wollte sie pflücken, um sie genauer zu betrachten. Doch plötzlich hielt ihn eine innere Scheu zurück, dies kleine Leben zu töten.

Denn in dem Augenblicke, da er nach dem Blümchen greifen wollte, ging ihm das Wunder dieses kleinen Lebens auf. Nun lag er längelang in dem spärlichen Dünengrase, die Augen dicht über das Pflänzchen gebeugt, das er plötzlich mit den zärtlichsten Gedanken seines Herzens liebkosen mußte.

Dort, wo die Sterne steigen,
da liegt mein Heimatland —
Ihm gab ich mich zu eigen,
aus ihm ward ich verbannt.
Ach, wer es je gesehen,
vergißt es nimmermehr!
Den Glanz der blauen Seen,
die Wälder und das Meer.
Und wer in ihm geboren,
vermißt es allerwärts —
Du bist mir nicht verloren,
mein Land! Dich hält mein Herz!

Walter Scheffler

Da stand es — wie lange schon — in Sturm und Wetter auf den Dünen; ewig im härtesten Kampfe um sein Dasein, das arm war wie der Nehrungssand. Wer lehrte es, aus dem kargen Sande hier seine Nahrung zu ziehen? Wer trieb durch kunstvollen Zellenbau seine Lebenssäfte bis zu der leuchtenden Blüte hinauf? Wer lieferte den wundervollen Farbstoff dieser Blüte? Wer formte ihre vor Winzigkeit kaum noch unterscheidbaren Blütenblättchen zu einem lichten Sterne, dessen Form so kunstvollendet war, daß es erschauernd und erschütternd Herz und Seele des einsamen Menschen auf der Düne ergriff? — Wer besorgte bei diesem winzigen Lebewesen das größte Schöpfungswunder: die Befruchtung?

Lange schon hatte sich die qualzerfurchte Stirn des Einsamen unbewußt geglättet. Vergessen war sein Fluch: „Sinnlose Welt!"... Mußte er sich nicht zu Tode schämen über dies Wort, das er vordem mit entstelltem Mund hinausgespien hatte? Wenn schon dies winzige Pflänzlein so bis ins Allerfeinste sinnerfüllt, konnte der Mensch, das Ebenbild Gottes, und sein Leben wirklich sinnlos sein? Mußte nicht gerade das Leben des Menschen den höchsten Sinn der Schöpfung enthalten, wenn auch verborgen, in dunklen Tiefen?!

Müßte man nicht, statt Welt und Menschen zu fliehen, diesen ihren tiefsten Sinn zu erkennen und ihm nachzuleben versuchen?! ...

Zum ersten Male, seit er geflohen, kam in des Einsamen gehetztes Herz eine wundersame Ruhe und frohe Zuversicht. Zärtlich strich er mit seinen verarbeiteten Händen über den kargen Dünensand, der dies stille Nehrungsblümlein genährt hatte, das ihm soeben von dem urtiefen Sinn des Lebens gesprochen hatte. Mit versonnenen Augen griff er nach seinem Wanderstecken und wanderte, leise vor sich hinsummend, dem Abendrote entgegen, das die ganze Welt vor ihm zu vergolden schien.